



# Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

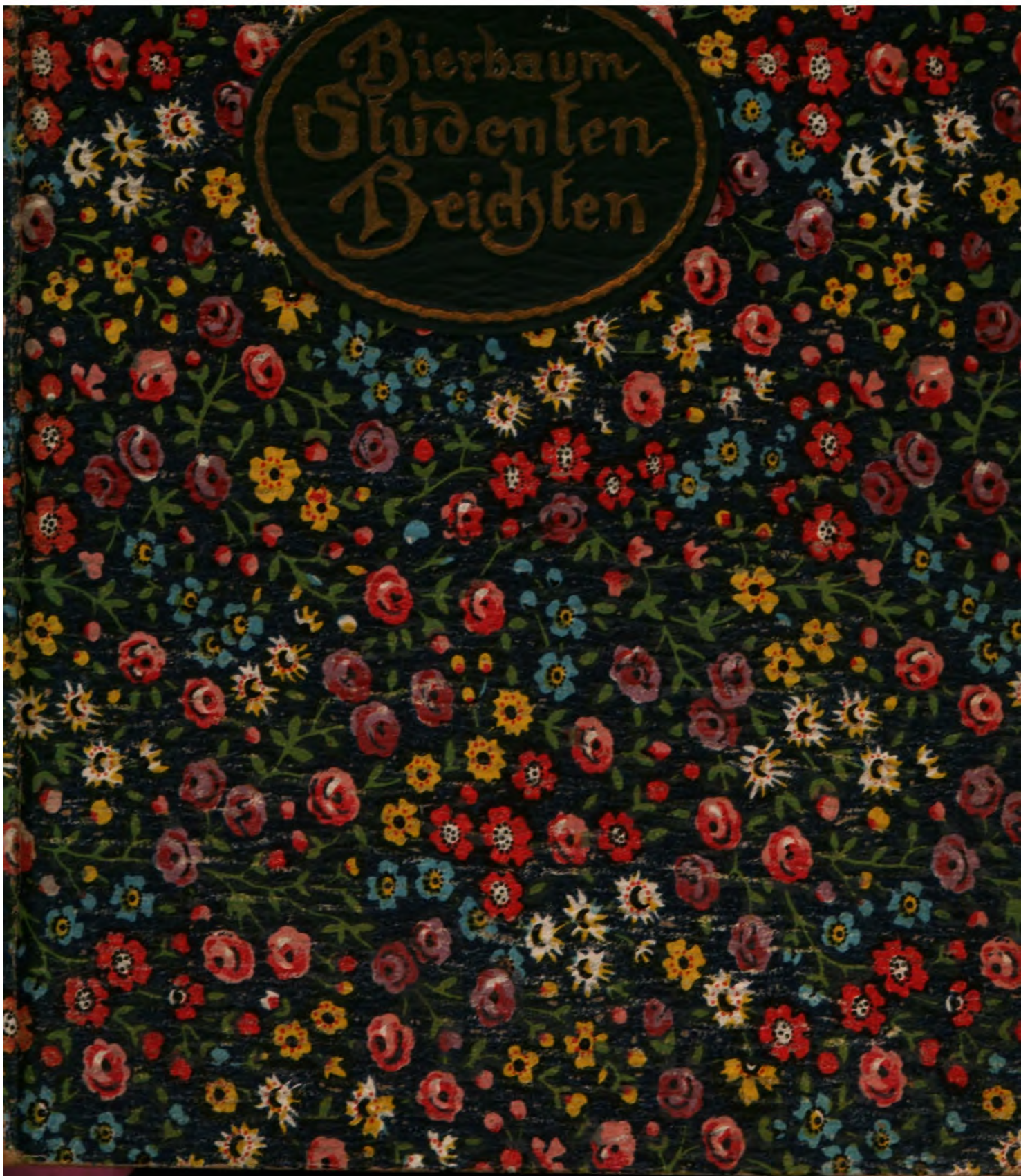
For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Bierbaum  
Studenten  
Beichten

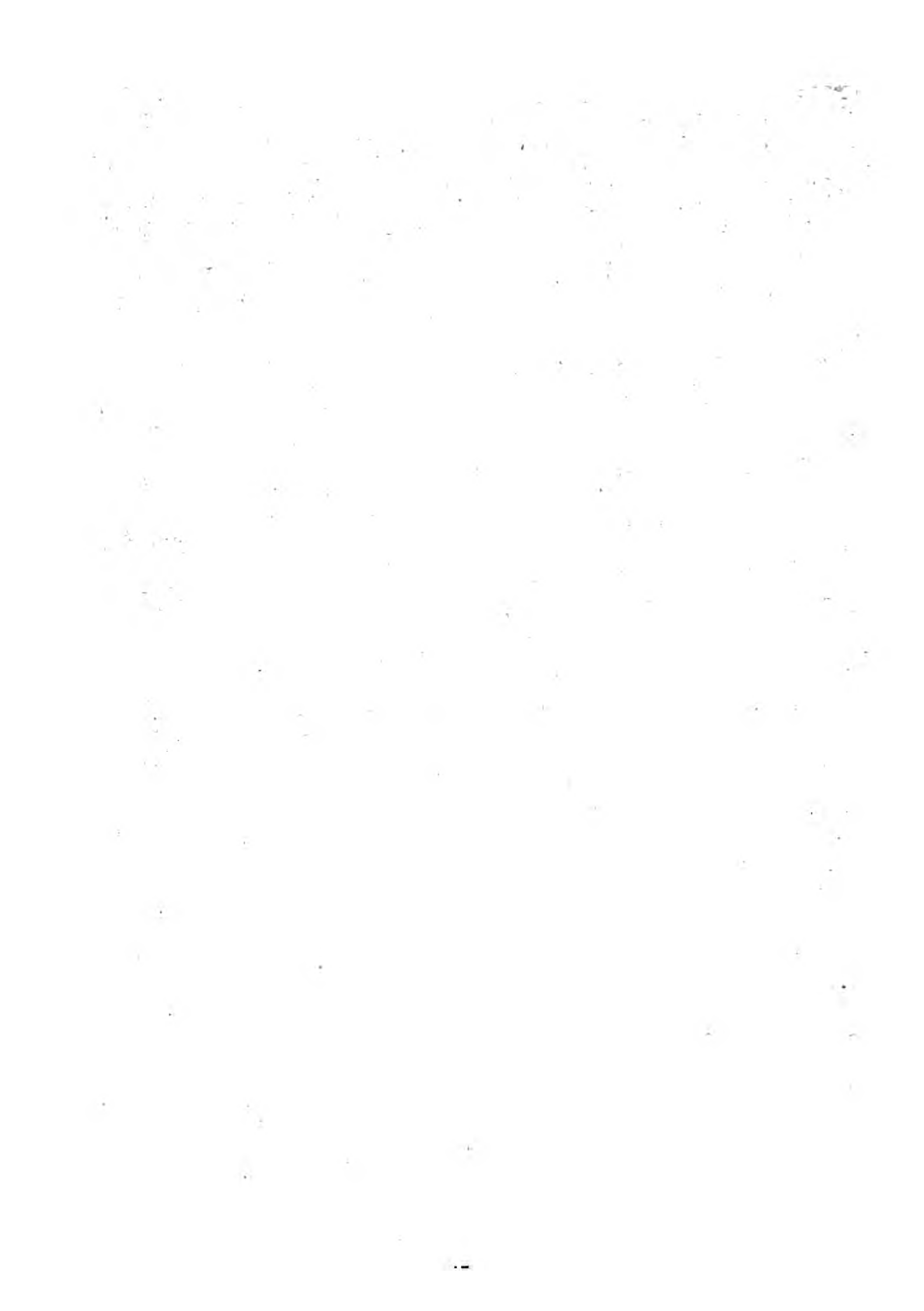


*J. G. M. Grier*

HX 351 A. 1







# Studenten-Beichten

**Bücher von  
Otto Julius Bierbaum:**

**Stilpe**

\*

**Pankrazius Graunzer der Weiberfeind**

\*

**Das Schöne Mädchen von Pao**

\*

**Die Schlangendame**

\*

**Don Juan Tenorio**

\*

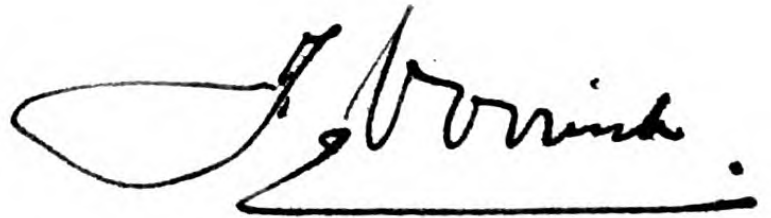
**Studenten-Beichten, Erste Reihe**

\*

**Studenten-Beichten, Zweite Reihe**

\*

J. VORRINK



Otto Julius Bierbaum

# Studenten-Beichten

Erste Reihe

19. Auflage



Berlin und Leipzig  
Im Verlage von Schuster & Loeffler  
1921



Alle Rechte vorbehalten



Druck von Ernst Klöppel, Quedlinburg.

## Neuer Widmungsbrief an Richard Dehmel

Mein lieber Richard! Was soll man tun, wenn ein „Jugendwerk“ vergriffen ist? Du hast die Antwort darauf nach Deiner Weise gegeben, indem Du Deine „Erlösungen“, unerschrocken gewissenhaft wie Du bist, einfach umgegossen, in eine neue Form gebracht hast. Ich ziehe meinen Hut vor so viel Fleiß und Tugend und mache es anders: Ich gebe, wie Du siehst, die erste Reihe der Studentenbeichten, **D e i n e** Reihe, einfach wieder so heraus, wie sie schon damals „auf der Öd im Fasching 1893“ aus-  
sah, als ich sie Dir zu Füßen legte. Nur, daß ich das nicht recht in den Rahmen passende Versstück klassischer Spuk weglasse.

Es gibt noch eine Art, mit vergriffenen „Jugendwerken“ umzugehen: daß man es mit dem ganzen „Werk“ so macht, wie ich hier mit dem kleinen Stücke. Das war auch eigentlich meine Absicht. Wenn man, wie ich, mitten in allerhand neuen Plänen steckt und überdies, wie ich es von mir glaube, einige Fortschritte in der Erkenntnis dessen gemacht hat, was not tut, so sieht man es nicht gerne, daß „Jugendwerke“ neu aufstehen.

„Jugendwerke“ . . . Bin ich denn mittlerweile, seit diesen sieben Jahren, so alt geworden? Ich will's nicht hoffen. Und doch . . . . Unter uns gesagt: Man wird heutzutage merkwürdig schnell alt, oder man fühlt sich wenigstens so, wenn man seine ersten Bücher durchsieht. Das kommt wohl daher, daß wir damals alle so ausbündig jung gewesen sind, so jung, wie sich's die heutigen Jungen gar nicht vorstellen können. Sind sie darum zu beneiden? Wenn die Reife, mit der sie sich präsentieren, echt und nicht bloß ein gut gewählter Anschein ist, so will ich sie gerne weiter deswegen bewundern; wir sind dann für sie mit jung gewesen und haben doppelten Anspruch auf gelindere Beurteilung unsrer vielen Jugendstreiche, denn sie kommen dann auf doppeltes Konto.

Wenn ich diese Geschichten, die mir jetzt wirklich als Jugendstreiche erscheinen und an denen mir nicht wenig mißfällt, noch mehrmals und in unveränderter Gestalt erscheinen lasse, so zeigt das deutlich an, daß ich mich ihrer trotz allem nicht schäme. Sie umzuarbeiten, auf den Stand der Ansprüche zu bringen, die ich heute künstlerisch an mich stelle, fehlt es mir sowohl an Zeit, als an Stimmung; sie der weiteren Öffentlichkeit zu entziehen, fühle ich zwar Neigung, aber kein Bedürfnis. Zwar wird denen, die, aus freundlichen oder anderen Gründen, nicht müde werden, mich als ewigen Studenten zu proklamieren, dadurch Vorschub geleistet, aber das bleibt sich schließlich gleich. Auch steckt amende ein

Stückchen Wahrheit in dieser Bezeichnung, denn in der That: ich fühle, wie nicht wenige Deutsche, etwas vom ewigen Studenten in mir. Zwar bin ich unter die Abstinenzler gegangen und werde Dir künftig nicht mehr in Burgunder Bescheid tun, sondern in Mattonis Gießhübler; zwar bin ich allen Kaufhändeln, und zwar denen mit der Feder nicht weniger, als denen mit dem Schläger, abhold geworden; und schließlich bin ich auch nicht mehr so hinter jedem Bopfband her wie dazumal, als ich zwar viele, aber noch nicht die Eine kannte, — aber: übermütig sein, die Welt für ein Karussell halten, alles Verhockte, Muffige, Heimtückische verachten, alles Schöne, Klare, Stolze lieben, und treu zu allem stehn, was mir freundschaftswert erscheint, — das kann ich immer noch.

Darum setze ich auch diesem Neudrucke wieder Deinen Namen voran und schreibe diesen Brief. Möge er Dich über einer neuen Arbeit finden.

Dein

Otto Julius



**Trumpf:**

Viel geliebt, noch mehr getrunken,  
manchmal fast im Strom versunken,  
heida, wie der Schläger pfiff!  
Soll das Leben dir was nützen!  
lerne auch Dein Blut versprühen:  
Nicht gezuckt! Los! Bild und triff!

Richard Dehmel.

## Letzte Musterung

Ein früherer Korpsbruder von mir, gerade der, dem ich am wenigsten „so was“ zugetraut hätte, sandte mir kürzlich die Anzeige von seinem bestandenen Assessorexamen (das hätte ich ihm schon zugetraut) und folgende Aufzeichnungen unter dem obengenannten Titel:

„Und noch einmal ruhte Graf Adolars braunes Auge auf dem bunten Lande der Vergangenheit, noch einmal drückte er seine vollen Lippen auf die Zeichen entschwundener Liebe, dann reckte er entschlossen seine edle Gestalt hoch auf, seufzte tief und ließ das Paket in die Gluten des Kamines versinken . . .“

Das ist der Held eines deutschen Jungfrauenromans, der da seine vergangenen Liebschaften noch einmal fortiebt. Oh du schöner, oh du süßer deutscher Jungfernroman!

Da spielen himmelblaue und rosarote Bänder eine gar rührsame Rolle, und in die große fettaugenarme Bettelsuppe der braven Lügensentimentalität fällt manch ein blondes, schwarzes und braunes Lottchen-, Bettchen-, Nettchen-Härchen, wie

• sie bei sothanan Romanangelegenheiten massenhaft herumfliegen . . .

Mach' Dich nicht lustig über so nette Dinge, alter Junge, scherze nicht Freunderl, und guck in Deine eigene braune Kassette.

Kassette, — komisch, wie man die Worte manchmal vertwegen wählt. Aber gleichviel, wenn auch niemals (ich kann's beschwören: gar niemals) Geld darin gewesen ist: das braune, alte Ding mit dem gelben Vorlegeschloß hat doch von Anbeginn Kassette bei mir geheißen. Es soll von meinem Großvater herkommen, der Bergmann gewesen ist, und unten hineingeflebt prangt auch ein Bild von dem Alten: ein podennarbiger, eckiger Kopf, spärliche Haare über die Glaze weg zur Stirn hereingestrichen, die Nase wuchtig ins Vorland stoßend, gewaltige Kiefern, riesige schaufelige Ohren und zwei große, weit offene, wasserblaue, gutmütige Kinderaugen.

Oh gräulicher Mißbrauch des großväterlichen Konterfeis! Diese alte, braune Kassette mit dem großvatergeschmückten Boden war von jeher die Schatulle meiner Geheimnisse. In ihr lagen, das tugendmahnende Großvatergesicht mit den weit-schauenden Kinderaugen verdeckend, meine ersten Gedichte, als ich noch Schüler war und mich meiner musischen Extravaganzen in der Öffentlichkeit schämte, — in ihr baute sich später in dichten Schichten der süße, langsam nur wachsende Baumkuchen meiner verliebten Korrespondenz auf. Wahrlich, wahrlich, die Enkel tanzen auf den Gräbern ihrer

Vorvordern, und nichts ist der Jugend heilig, zumal, wenn sie verliebt ist . . .

Aber heute will ich die Schmach von Deinem Antlitz nehmen, alter Ahne, von nun an sollst Du wieder Deinen beschaulichen, wasserblauen Blick unbehindert nach oben wenden können, nach dem Deckel mit den ungefüge eingeritzten, aber famosen Versen:

„Hab ich lieb, so hab ich not,  
Meid ich lieb, so bin ich tot,  
Nun ee ich lieb durch leid wolt Ian,  
Ge will ich lieb in leiden han.“

Ge will ich lieb in leiden han, — ach ja! Merkwürdig, was für ein Duft in der Kassette (zu komisch der Name für einen Liebesbriefkasten) steckt, — ich weiß nicht, ist das bloß Einbildung, Halluzination der Nase, oder ist es wirklich so, — die ganze lustige, leidige, verrückte, entzückte, verliebte, verlumpte, alberne, selige — die ganze, ganze Vergangenheit in der Liebe riecht mir daraus entgegen. Das läßt sich nun freilich nicht schildern; das ist so fein, so kribbelnd, so umschwellend die Sinne, so hinaufkitzelnd ins Gehirn und so hinabwärmend ins Herz, so ganz unsagbar innig unbegreiflich, — ach, das ist so mild und voll berauschend, daß ich nur genießen, genießen, genießen mag, einsaugen den Blütenduft mitsamt dem Staub der Samenfäden und dann, die Blume fallen lassend, hintüber den Kopf gebogen, schlafen, schlafen und träumen . . .



Aber nern! Brutal hineingegriffen, heraus mit dem ganzen Paket; guck dem Alten da unten in die Augen, dann zu den Kasten und das Schloß davor, und hin mit dem Baumkuchen in den Ofen! —

Hopla! Nicht gar so eilig. Eile mit Weile. „De mußt niche su der Quäre sin, kleenes Ungeziefer, immer hibsch bee a bee, Zuhlejus!“ sagte der Alte da unten, wenn ich mit den Stiefeln in die Pfütze wollte. Also langsam und mit Gefühl. Halt Dir die Nase zu, Freunderl, und laß Dir den alten Liebesdunst nicht in den Kopf steigen, oder kannst Du's nicht, so laß das Weibsenzeug noch länger dem alten Großvater auf der Nase herumliegen und warte, bis Du verständig geworden bist. — — Na? — — —? — Na ja, dann also los!

Arrrr krrr klapp, — zu den Deckel, und da liegt die Bescherung.

Ich glaube, die krumme Käthe liegt oben drauf. Sm . . . Drei Stück. Dicks Kartonpapier. Eins rot, eins blau, eins grün. Goldener Rand. Die Buchstaben laufen wie hungrige Spinnen immer nach der obersten, rechten Ecke. Tinte: lila, — natürlich. Merkwürdig, was das Mädel für Orthographie im Leibe gehabt hat. Aber noch mehr Liebe. Sie hat mich einmal so an sich gepreßt, daß ich „au!“ geschrieen habe. Man konnte dem kleinen Kerl solche Klammerkraft gar nicht zutrauen; drei Käse hoch und schmal wie eine Dresdener Dreiersemmel. Der Vergleich ist nicht so hergestohlen, wie er aus-

sieht, denn zu der krummen Rätke Zeiten durch-  
bummelte ich Dresden, und ich sah jeden Morgen  
eine Dresdener Dreiersemmel und jeden Abend  
Rätke mit der krummen Nase.

Ach! Dresden ist ein treffliches Nest für Ver-  
liebte, und die Dresdnerinnen können gar nicht ge-  
nug gepriesen werden in puncto puncti. D. h. die  
Dresdner Liebe ist eine ganz besondere Art. Es  
gibt da an der Elbe ein Wort, das heißt „gutmu-  
hig“. Die Dresdner Liebe ist die Liebe der „Gut-  
muhmigkeit“; Schnäbeleien ist dort stark ausgebildet;  
das Händedrücken, das Füßeangeln, der feuchte,  
feurige Blick, dann den Arm um die Taille und  
angeschmiegt ganz fest bis zum Herzschlaghören, und  
zu guter Letzt Küsse, Küsse, Küsse, — das geht bis  
in die Puppen, wie man dort mit weicherem B  
sagt. Aber mit dem letzten Schmatz haben sich die  
guten Dresdnerinnen auch schon ganz ausgegeben.  
Dann hängen sie im Arme wie welke Butter-  
flumen und genießen die Wonne allzu billig er-  
zuster süßer Erschlaffung.

Kleine, krumme Rätke! Das einzige Ener-  
sche an Dir war der kühne Nasenschwung, nach-  
m ich Deine ganze Persönlichkeit getauft habe;  
hre hin in die Blut, die Du leider nicht besahest.  
tte ich ein Schälchen Blümchenkaffee zur Hand,  
würde Deine Briefe in ihm zerweichen lassen,  
n, ehrlich gestanden, Du bist des stolzen, prassel-  
Feuers nicht ganz würdig, — aber trotzdem,  
wandelnder Lindenduft mit der Sehnsucht nach

Kaffeekuchen, ich werde mit stetem Vergnügen auch fernerhin an Dich denken, an Dein liebes Lispeln in weichsten Lauten und an Dein kleines Feuerchen, das immer zu schnell „alle“ war. —

Erst der rote, dann der grüne, dann der blaue, — Herr Gott, wehrt sich das dicke Kartonpapier! Gerade wie die krumme Rätke . . .

Na nu, wer kommt denn jetzt? das ist ja ein ganzer Pack und in allen Farben. Alle Wetter, — da steckt Hitze drin. Nochmal eine Katharina, aber diesmal lacht ein derberer Dialekt aus dem Namen mit einem fidelen Schluß-i heraus: Kathi! Himmel Sakra, ist das eine Orthographie: „I bin scho dreimal da gwest, aber Du bist fortganga“ — so hebt der eine Brief an. Ach Du gutes Herz! Wie wirft Du mich dann beim Kopfe genommen haben mit Deinen derben, roten Kellnerinnenhänden! Ach, wie wir zusammen auf der Rottmannshöhe waren und ganz allein auf dem Dache des Hotels standen, und der Kacker durchaus aufs Wasserreservoir klettern wollte, der Aussicht wegen, damit sie die Alpen und ich ihre Wader besser sehen könne. Kathi! Kathi! — Ob sie sich noch an den Waldspaziergang nach Höllriegelskreuth erinnert? Durchaus wollte sie den „Kohlrabnapostel“ sehen, der „nacket umananderlauft“. Aber es war wahrlich nicht nötig, denn uns selber war ganz heidnisch nackt zu mude. In dem grünen Frühlingschleier des Buchenwaldes versingen wir uns, wie weiland Aphrodite mit ihrem verliebten Kriegsgotte im

Liebesneze, und gäbe es Olympier im Walde von Höllriegelskreuth, sie hätten Grund gehabt zu homerischem Gelächter, — wahrhaftig. Denke ich jetzt an diese Kathi zurück, so geht ein frischer, rascher Zug durch mein Herz, und ich höre singen:

So lang der alte Peter, der Petersturm noch steht,  
So lang die grüne Isar durch d'Münchner Stadt noch  
geht . . .

und die beiden Maßkrugtürme der Frauenkirche sehe ich vor mir, diese wundervollen Abbilder der breitbeinigen Münchner Gemütlichkeit.

Nun aber weiter. Ein ganzer Ballen mit der Aufschrift „Kellnerinnen“. Nein, so was! War ich wirklich so ein Sumpfhuhn? Und wie ich hineinsehe, merke ich, daß ich just das Gegenteil war, — unglaublich, ein halbes Duzend zweifelhafter Heben habe ich platonisch verehrt. Später machte ich die Beobachtung, daß das vielen jungen Studenten (in Norddeutschland) so geht, die, eben von der Schule gekommen, das Weib zuerst in der Kellnerin kennen lernen und anschnachten. Den Briefen merkt man meine blöde Unschuld an und die Geschäftsschlaueit der Schreiberinnen. Hauptsächlich sind es Benachrichtigungen vom Wechsel der Stelle. Komisch rätselhaft zuweilen.

Mein Dicker!

Ganz kurz will ich Dir mitteilen, daß ich nicht mehr im Reichsgericht bin. Bitte komme zu mir nach Kamerun im Gewandgäßchen. Nettes Lokal.

Die dicke Bertha, die, wo immer lateinische Verse sagt, ist auch da. Bring auch Deine Chorbrüder mit zur Erkneipe.

Einen Heuwagen voll Grüße von Deinem  
Säckchen  
A n n a.

P. S. Ist der besoffene Schwammerling aus Halle wieder da? Und was macht Euer neuer Fuchs, der blonde, schüchterne? Na, den müßt Ihr noch tüchtig zieh'n!  
S ä c k c h e n.

Anderere Briefe zeigen Säckchens Wanderung von Kamerun nach Sansibar, von Sansibar nach Sofia, von Sofia nach Angra Pequena. Dort blieb sie für mich verschollen.

Dieses Leipziger Kellnerinnenpaket wirkt ganz anders auf mich als die Briefe Kathis, des Kellnermadls von München. Sticfige Luft voll schlechtem, beißenden Zigarrenrauch und versetzt mit dem scharfen Mensurparfum Jodoform; deutsche Studentenfäuste dreschen Skattrümpfe auf hierbetümpelte Tische oder stürzen den ledernen Knobelbecher; die Mädels, wenn sie nicht gerade Bier bringen, setzen sich zu den Stammgästen und „hafschen“, wie der Sachse mit einem Sondertwort für Schweinigeln sagt. Und immer sitzt inmitten diesem jammerhaften Stumpfsinn, mitten in dieser dickfaulen Atmosphäre von geistlosem Müßiggang und Brutalität irgend einer der berühmten jungen Idealisten, der, eben aus dem Brutkasten des Gymnasiums herausgelassen, die nassen Schalen noch hinter den Ohren.

nichts hört und sieht von alle dem, weil er nichts hört und sieht, als etwa den angenehm weichen Tonfall einer dieser Mädchenstimmen und ein paar dunkle, liebesfeuerheiße Augen oder ähnliche „Factoren der Imagination“.

Oh Du alter Großvaterkopf da unten auf dem Grunde der Kassette der Geheimnisse: siehe, Dein Enkel war auch einer von diesen grünen Eseln, und wahrhaftig, er war einer der grünsten. Hat er nicht einmal seinen Abiturentenexamen=Grad samt schwarzer Hose und Weste versezt, nur um so einem dreifach durch alle Grade der Raffiniertheit destillierten Kellnerinnenlasterluderchen eine Bonbonniere zum Geburtstag zu schenken? Natürlich legte er ein Gedicht auf die Pralinés, und natürlich steckte „sie“ die Bonbons irgend einem praktischen Realisten in den schnurrbartumspizten Mund. Oh mein Großvater, wälze, wälze, wälze Dich im Grabe!

Indes, die Schule der Bumskeiße hat auch mich von dieser grotesksten Abart des schon an sich grotesken deutschen „Idealismus“ geheilt. Ich sehe das an einem weiteren Konvolut von Briefen aus der Leipziger Zeit. „Das Nas“ steht darüber.

„Das Nas?“ — ich muß lachen, wenn ich daran denke, denn so bin ich doch noch niemals zum Narren gehalten worden, als von ihr, die sich selber und „Allem, was sie liebte“, diesen Rosenamen beilegte; von der „kleinen Anna“. Sie war ein reizender Nacker, der Typus der Leipziger Kon-

fektioneuse, das richtige Studentenmädels. Hauptsächlich mochte sie die Korpsstudenten, und von den Korps erfreute sich besonders meines ihrer Gunst. Das war schon beinahe das diplomatische Prinzip von der meistbegünstigten Nation, das sie in dieser Hinsicht pflegte. Hervorragend treu konnte sie natürlich nicht sein unter solchen Umständen, schon deshalb nicht, weil jedhalbjährlich neue Füchse kamen, und ach, gerade nach grünem Gemüse hatte sie so gesunden Appetit. Das Hauptfeld ihrer Tätigkeit war der „Schloßkellerschwof“, der Sonntagstanz der Studenten in Neudnik. Ihre Briefe sind hauptsächlich Aufforderungen, dahin zu kommen. Sie pflegte in diesem Zusammenhange einen Stil von vieler Energie.

### Mein süßes Nas!

Du kommst doch morgen in den Schloßkeller? Dein Korpsbruder P. hat mir zwar gestern gesagt, Du mußt mit nach Halle, er will schon dafür sorgen, daß Du mitmußt, aber laß Dir nur nichts vorschwätzen und komm in den Schloßkeller. Überhaupt P.! das ist auch ein Rechter. Was bildet sich denn der ein? Mich hat er gewiß auch schlecht gemacht bei Dir. Na, wahr ist es doch nicht. Mit dem Doktor soll ich noch verkehren? Das ist doch gemein, so was zu behaupten! Als wie wenn ich gar kein Ehrgefühl hätte! Und der kleine Dickel ist ein Bekannter von meiner Schwester. Was kann ich denn davor? Also Du kommst natürlich

in den Schloßkeller, aber zeitig, nicht wie das letzte Mal um 9 Uhr erst, wo ich mich schrecklich gemopft habe vorher.

Es hat Dich furchtbar lieb

Dein kleines Rabenaas.

NB. Wegen dem Dicken kannst Du meine Schwester selber fragen. In Eile. Ich muß noch aufwaschen. A n n a.

Es dauerte nicht lange, und sie hatte einen anderen „furchtbar lieb“. Auf die Dauer wär's auch zuviel gewesen mit ihr.

Ins Feuer, ins Feuer, kleine Anna!

Jetzt kommt so einige Dugendware. Darunter Alice, die Mondscheinheilige, von der im Korps die Redensart ging: „Sie rempelt mit Versen und kneift dann“. Ja, sie war eine idealistische Dichterin und in ihrem „Busen“ brannte ein heiliges Feuer. Ihre Gedichte waren so gräßlich schön, daß sie im Druck Furore gemacht haben würden, aber Alice sang nur im Verborgenen, auf rosa-rot notepaper mit einer Lilie als Wasserzeichen. „Holder Jüngling“ nannte sie mich in ihren seufzenden Versen und eines ihrer schönen Gedichte endigte mit der infamen dichterischen Freiheit:

„ . . . . im Auge mir die Tränen stehen,

Seh' Deine blonden Locken ich im Abendwinde wehen.“

— ich war damals kurz geschoren. Original fahre hin in Deiner Pracht! Friß, Feuer, den Blaustrumpf, der statt des Buchs der Liebe eine Poetik



im Herzen hatte. Ich muß wahrlich lachen, wie das Lilienpapier zusammenschrumpelt. Knick, kß, kß, ft. Wo mag Alice jetzt die Harfe beklimpern?

Da, hinter dem Ihrischen Rosarot knalldickes Royal red, armstämmig derb, aber elegant. Holla! Wer ist's? Sonderbar, — sollte ich mich auf dies brutal vornehme Rot nicht besinnen können? Ich wende die Briefe in der Hand hin und her, ich greife sie tastend ab, ja, ich beschnobre sie, — Donner und Wetter: was ist denn das für ein molfiger, warmer Geruch? Ja, ja, ich kenn' ihn. Irgendwo einmal ist eine Wolke von ihm mir entgegengeschwollen, breit, dick . . . Ja, und ein paar glühende Augen hinter dieser Wolke, und dann ein paar üppige, weiße Brüste . . . Wo aber, wo? . . . Ah! „Josépha“ mit dem ungeheuren accent aigu, die mich an ihrer Brust zusammenquetschte wie einen schwindstüchtigen Frosch, die mich „fraß vor Liebe“, und vor der ich floh, wie Joseph einst in Agypterland, denn ihrer Liebe Brünste, diese ewig wabernde Lohe nie zu sättigenden Begehrens, waren mir unheimlich, der ich damals an vergißmeinnichtiger, gretchenhafter Minnigkeit noch süßeste Freude hatte. Meine Rolle war auch etwas kläglich. Sie benutzte mich als Blitzableiter für die elektrischen Knatterentladungen ihres glutschwangeren Herzens, das sich nach irgend einem Vladimir wütend abzappelte. Eine Geruchserinnerung ist mir geblieben und ein ständiges Gefühl der Blamiertheit und des Wider-

willens. Herunter mit dem dicken königlichen Not. Es fällt gerade so faul in die Flammen, wie sie in die Chaiselongue zu fallen pflegte, indem sie sagte: „Komm' her, mein Liebling (Lибblingue), ach, was dicken Arme hast Du!“ Pfui Teufel! Weg! Weg! Weg!

Und nun, Du Paket, von blauweidenem Band umschnürt, — Dich erkenne ich gleich und nehme Dich, und küsse Dich ab (Adolar, Du bist gerächt) und bin vergnügt, vergnügt, vergnügt! Es himmeln alle Glocken und Glöckchen unschuldiger, herzschnellender Seligkeit, Vergißmeinnicht, das blasse Blumenseelchen, blüht, und kleine Weilchen duften, und der Himmel ist schwärmerisch blau und durchflocht von niedlichen Schäfchenwolken, auf denen Amoretten mit rosaroten Hinterbäckchen reiten.

Das war die Zeit, da ich mein und ihr Herz malte in Gestalt eines roten Rads, drumherum geschlungen eine Girlande mit der Bandschleife: Martha!

Martha! Gott, wenn ich daran denke! Mitten im Lärm und Qualm Berlins sind wir zwei auf Rosendüften gewandelt und haben nichts gesehen als ein himmelblaues, leuchtendes, lachendes Glück in unseren Augen und nichts gehört als das Klimperliedchen unserer Zärtlichkeit: Du, Du, Du nur allein, Du, Du, Du sollst es sein!

Liebe? Na ja, wie soll man sie nennen, diese dumme Glückseligkeit? Säuseln, Schwärmen, mit-



kleinen Glöckchen himmeln, unbeschreibliche Süßigkeiten und Duftigkeiten atmen und, ach! so selig, selig seufzen, wenn man beieinander war.

Ja: das war meine Jugendeseele, meine närrische Unschuld, mein erster, linder Sturm und Drang in bebender Ahnung . . . . . Natürlich hatte sie blaue Augen und einen blonden, etwas unfertigen Mozartzopf, und natürlich roch sie nach Butterbremen, denn sie war ein Backfisch. Backfisch mit der Notenmappe. Backfisch mit den schlenkernd eßigen Bewegungen. Backfisch mit dem ruckweisen Kopfwenden. Backfisch mit den kolossalen Geographiekenntnissen. Backfisch mit dem noch nicht völlig damenhaft langen Kleide. Backfisch mit den abenteuerlichen Romanreminiszenzen (einmal wollte sie durchaus mit mir nach den kanarischen Inseln durchbrennen: sie wußte ja, wo sie liegen!). Backfisch mit der Sehnsucht nach Apfelsuchen mit Schlagsahne. Backfisch mit dem pfiffigen Stubbsnäschen, das nach verbotenen Früchten schnobert. Backfisch mit den unmotivierten Schmolleanfällen. Backfisch mit den apfelroten Backen, den lustigen Lippen, den schalkischen Augen, den werdenden Hühnerbrüsten, den grübchenreichen, hie und da ein ganz, ganz kleinwenig schmutzigen Fingern . . . Backfisch! Backfisch!

Noch weiß ich genau, wie ich sie kennen lernte. Oben vom Verdecke des rumpelnden Omnibus herunter geschah's, der eben an der „Schule für Töchter der höheren Stände“ vorüberfuhr, als dieser

Zwitscherkäßig seine Vögel freiließ. Sie guckte rauf, und ich guckte runter, und sofort spannen sich die Glycerfäden herüber und hinüber. Schleunigst kletterte ich die gewundene Leiter herab und der Himmel weiß, mit welchen Bemühungen ich dabei nach Grazie rang. Sehr fix machte sich die Kleine von ihrer Begleiterin los und sehr fix war ich hinterdrein und dann an der Herzensseite, und sehr fix hatte ich meinen Korb weg, so süß ich auch stammelte: Geehrtes Fräulein: Aber nein: Das erste Mal geht sowas durchaus nicht. Oh nein: erst abfallen lassen, — diese Kunst ist ihnen angeboren, allen, allen. Dafür später, im Tiergarten, am Goldfischteich, bis uns die dumme und neidische Rosa Meyer beinahe verflatscht hätte (aber sie hatte natürlich selber irgend einen Sekundaner vom französischen Gymnasium), und das schönste: bei Stroll, wenn die Eltern dabei waren, die gar nichts merkten. — —

Die Briefchen der Kleinen, wahrhaftig: ich verbrenne sie ungern, so frisch und lustig sind sie, voll rührender Dummheit. Aber weg auch mit ihnen.

Schnell hat sie die Flamme gefressen, und wie sie sich wenden in braunen, brüchigen Krollchen, muß ich denken: Wer hat Dich wohl gepflückt, Du kleine Martha? Bei welchem deutschen Assessor oder Fabrikbesitzer oder Leutnant duftest Du in der guten Stube, Du kleines, mildes Weilchen? Mögest Du's gut haben, mein erster Schatz.

Und nun schneller im Vernichten! Schneller,

schneller zumal mit den ernstesten Blättern, darauf meine Sünde steht, mein böses Abwenden und Losreißen.

Schneller, schneller . . . mein Blick fürchtet sich . . . Gott, wie wenig Lustiges ist dabei und wie viel Bitteres. Tat ich denn immer weh, wenn mich die Sehnsucht in den dürren Armen hatte? . . .

Ich nahm es wohl immer zu ernst und zu herrisch zugleich, und, ja, meine tiefste Liebe, das ist's, blieb immer unausgesprochen in der Tat. Zu viel Verse habe ich gemacht, das sehe ich nun ein, und in den Versen, freilich, war viel Glück für mich, dafür verdarb das Genießen.

Seh ich es recht an, dieses Auto-da-fé, so ist es wohl gut, daß ich meine Kassette leerte und ihn verbrannte, den Inhalt voller „Liebe“. Denn das Rechte war nicht daran, auch nicht in dem Ernstesten, darüber ich kein Wort sagte.

Ob sie denn tot ist, meine Liebe? Ach, so lange war ich kalt und ohne Starrheit . . . Hab' ich mein Gut vertan bei all zu vielen, und meinen Schatz verworfen unter die Menge?

Ein schwermütiges, wundervoll rührendes Volkslied, mir aufgeschrieben von einer lieben, zarten Hand, als ich einsam viele Wochen in einem oberbairischen Dorfe lebte, soll zuletzt zu Asche werden, aber hier will ich mir's aufschreiben zur Erinnerung, denn die, welche mir's schrieb, war die letzte, zu der sich mein Sehnen hob. Aber wo war

die Flamme denn hin in diesem Sehnen? Warum  
war es so herbstlich matt und voll Unglauben?

Ja, das alte Volkslied soll hier stehen.

Bevi nannte das Lied:

#### Der arme Knabe.

Es reist ein Knab ins fremde Land,  
Derweil ward ihm sein Herzallerliebste krank,  
So krank, so krank bis in den Tod,  
Drei Tag, drei Nacht sprach sie kein Wort.  
Als das der Knabe inne wur',  
Verließ er sogleich all sein Hab und Gut,  
Und reist zu seiner Herzallerliebste zu.  
Grüß dich Gott Herztausende mein,  
Was machstu hier im Bettelein.  
Grüß Dich Gott Herztausender mein.  
Mir wird's heißen bald ins Grab hinein.  
O nein, o nein, es ist nicht so,  
Unser Lieben und Getreu soll noch länger sein.  
Bringt mir geschwind ein Kerzenlicht,  
Mein Schätzchen stirbt, das niemand sieht,  
Sie ist schon kalt und nimmer warm,  
Sie ist verschieden in meinem Arm.  
Holt mir geschwind ein altenes Weib,  
Die mir mein Schätzchen zum Grabe g'leit,  
Ein altenes Weib und sechs junge Knaben,  
Die mir mein Schätzchen zur Grabstätt tragen.  
Sechs junge Knaben sind schon bereit,  
In Gold und Silber und Trauerenkleid.  
Jetzt hab' ich gemeint, ich hab' eine Freid,  
Jetzt muß ich tragen ein schwarzenes Kleid,  
Ein schwarzenes Kleid und noch viel mehr,  
Jetzt nimmt der Traurigkeit kein Ende nimmermehr.

Nun, alter Ahne, bist Du frei von Deines En-  
fels Liebe. Aber ich sage Dir: Wenn ich nicht

hald neue Liebeslast auf meinem Herzen fühle und Dir sie auf Dein Bildnis legen kann, so will ich alle altenen Weiber der Welt zusammenrufen, daß sie mich zur Grabstätt g'leit'n und ich will mich begraben lassen, — ob von jungen Knaben oder jungen Mädchen: das soll mir gleich sein.

## Josephine

Briefe eines Studenten aus der Festung.

Mein lieber philologischer Max!

Du willst also durchaus aufs genaueste wissen, wieso, warum und weshalb ich dazu kam, meine juristischen Studien in eine unerlaubte Praxis zu übersetzen, indem ich mein platonisches Verhältnis zum Strafgesetzbuch durch intimere Verbindung mit dem § 205 in eine unstatthafte persönliche Vertraulichkeit verwandelte. Gut, — da ich in Deinem Herzen nicht bloß das zweifelhafte Interesse als „Duellheld“ habe, so sollst Du die ganze, herrliche Geschichte in langen Briefen erzählt bekommen. Hol' mich der Teufel, — ich habe hier oben überflüssig viel Zeit dazu, denn unausgesetzt juristische Materien zu traktieren und mich während meiner unfreiwilligen passivstrafrechtlichen Praxis zugleich allstündlich in ledernen Theorien zu bewegen, das, weißt Du, bin ich nicht imstande. Ich habe zwar noch Genossen hier oben und zwar zwei Stück, die demselben Paragraphen wie ich ihr Hiersein verdanken, — von denen ist aber der eine trübsinnig und zerknirscht, wie ein Sekundaner, der wegen mangelhafter Ciceropräparation im Karzer



sitzt, während der andere vor Heldenstolz über seine stramme Tat in Bälde größenwahnsinnig werden wird. Nur beim Skat, den wir dreie zuweilen spielen (natürlich!), steigt der erstere aus der Tiefe seines Jammers in die Höhe, der andere vom Piedestal seiner Tapferstrammigkeit herab. Aber Du weißt, daß die studentische Hauptbeschäftigung des Skatdreschens niemals zu meinen Lieblingsunterhaltungen gehört hat, und Du wirst demnach verstehen, daß ich nicht immer gern bereit bin, diesen beiden gegensätzlichen Herren als dritter Mann zu zeitweiliger Vermenschlichung zu verhelfen. Ich greife deshalb mit Vergnügen zu dem anderen Mittel, mir die Zeit schnellflüssiger zu machen, und ich gedenke so, Deinem Wunsche gemäß, Dir alle die Vorgänge und Vorvorgänge, die mich hierher brachten, erzählerisch ausgesponnen so nach und nach als leichte Zwischenspeise zu Deinen philologischen Leibesgenüssen zu servieren. Wenn Du genug Demosthenes geschluckt und Dich hinlänglich an den feineren Zulagen kritischer Partikelbetrachtungen gesättigt hast, wird es Dir vielleicht angenehm sein, ein paar Bissen von diesem weder besonders pikanten, noch auch ganz gewöhnlichen Gerichte zu genießen. Du darfst freilich nicht verlangen, daß ich immer bei der Stange bleibe! Ich erzähle keine raffiniert ausgeklügelte Geschichte mit atemhemmenden Spannungen und kunstreich zurechtgemachten Entwicklungen, sondern ich möchte Dir einfach ein Stück aus dem Leben eines deutschen Studenten

der heutigen Zeit geben, der, ohne in dem gewöhnlichen studentischen Leben aufzugehen, in fatale Berührung mit ihm kam und so aus eigenem Mit-tun kennen lernte, was er sonst nur beobachtete. Du weißt ja, daß mich dieses heutige akademische Leben nicht befriedigt. Ich kam auf die Hochschule mit einem fertigen Ideal, das ungefähr auf die vierziger, fünfziger Jahre paßte, und das sich nach einigem Bekanntwerden mit der Wirklichkeit bei-nahe in Ekel verwandelte. Aber während Du, von ähnlichen Gedanken beeinflusst, es verstandest, Dich einfach hinter Deinen Bücherwall zurückzuziehen, um möglichst bald das stud. phil. von Deiner Visi-tenkarte verbannen zu können, trieb mich ein mir innewohnender Genußdrang, immer dabei vermischt mit Widerwillen, ins Leben hinein. Zersplittert, kurz und gut, — so wie es vielen akademischen Bür-gern geht, deren Idealismus sich an der Tatsäch-lichkeit zerreibt, weil ihr Wesenskern nicht kräftig genug ist, das Vakuum zwischen Idealität und Realität mit einer vernünftigen Mischung von bei-den auszufüllen. Ach was! Laß mich erzählen, klar und wahr dieses höchst persönliche Drama, dessen Held und Narr ich in einer Person bin. Es macht mir ein grausames Vergnügen. — — Das Schwierigste bei einer Erzählung scheint mir wahr-haftig der Anfang zu sein. Denn dieser längliche Gedankenstrich da bedeutet für mich eigentlich eine halbe Stunde unaufhörlichen Hin- und Herwan-dels in meinem Käfig, wobei ich den Federhalter

wie eine Miniaturbalancierstange auf- und abschwenkte, bald auch tiefsinnig zum Fenster hinaus auf den Fluß hinablickte, während alle Teile meiner Geschichte in kleinen Stücken wie Federn durchs Gehirn wehten. Eine ganz niederträchtige Situation. Ich veränderte sie und setzte mich an den Tisch, tauchte die Feder ein und verzierte den Gedankenstrich mit allerhand Arabesken, bis er aussah wie eine Pistole mit zwanzig Drückern und Visieren, was mich dermaßen ärgerte, daß ich ihm die Form eines dicken Ovals gab, — was Du nun wohl jetzt für einen Alex halten wirst.

Diese Erzählung vom Gedankenstrich ist natürlich wieder bloße Verlegenheit. Nein, so geht's nicht weiter. Die ganze Fatalität rührt daher, weil mich die gewöhnlichen Romananfänge geradezu nervös machen, und ich mir einbilde, ich müsse notgedrungen etwas ganz Neues in diesem Genre erfinden. Unsinn! Also: Kannst Du Dich auf meinen letzten Brief vor dieser Affäre erinnern, in dem ich Dir in den überschwänglichsten Tönen erzählte, daß ich mich verliebt hätte? Aber Du kannst es natürlich nicht, denn solcherlei Episteln sind leider nichts Seltenes bei mir gewesen. So will ich Dir denn die Sache des Genaueren mitteilen. Ich ersuche Dich aber, diesen Teil meiner Geschichte mit besonderer Andacht zu lesen, wofür ich verspreche, keinerlei Sprünge ins Gebiet der Lyrik zu machen, d. h. in keinem Falle den rhythmischen Teil meines Tagebuchs aus jener Zeit auszubeuten. — Ehe ich mei-

nen Aufenthaltsort gezwungenermaßen hierher verlegte, wohnte ich in Moabit, Berlin NW., etwa vierzig Minuten von der Universität entfernt. Der Weg, den ich zur Universität zu machen hatte, führte mich teilweise durch eine Partie des Tiergartens und dann über den Königsplatz weg an der Siegesfäule vorbei. Das war ein prächtiger Weg. Dieses heitere Grün rechts und links, Vogelsingen in der Frühe, die frische, reine Morgenluft —, mein Gang war ein beständiges inneres Fabulieren mit all den schönen Dingen. Kam dazu, daß um dieselbe Zeit, die mich ins Kolleg rief, auch die Geschäfte in der Stadt sich öffneten, und daß sich also ein dichter Strom von allerlei Berufsleuten mit mir zugleich aus der Vorstadt in das Zentrum ergoß. Naturgemäß interessierte ich mich mehr für den weiblichen Teil dieser Geschäftswanderer. Welche Fülle, geliebter Philologe, und welche Nuancen! Fabrikmädchen in abgeschabten Regenmänteln, die auf plump und primitiv erzeugten Turnüren hinten höckerartig nach oben bogen, mit den mager-bleichen Gesichtern des Glends und der Verlebtheit, Nähterinnen, kümmerlich aber zierlicher gekleidet, zur Unterscheidung von jenen mit bedeckten Köpfen und weniger unkultivierten Bonhocken, Konfektionseusen und Verkäuferinnen in allen Schattierungen dieser Klasse. Anfangs machte mir es Spaß, diese Schattierungen in ein System zu bringen, dessen Gesichtspunkte gewisse durchschnittlich immer wiederkehrende Garderobemerkmale waren, aber bald war

all das Geschwemme dieses Riesenstromes der Arbeit unsichtbar für mich durch die eine, die ich auf den verschwiegenen Seiten meines Tagebuchs dessen einsame, fortgetriebene Perle nannte. Sie trug nicht die gebräuchliche Konfektionseusenuniform von mittelloser Eleganz und ausgestopfter Pikanterie; anmutig-geschmackvoll, war sie einfach, aber nicht ärmlich gekleidet; nichts Smitiertes, Gleißendes war an ihr; nett war sie, nett bis in die Spitzen ihrer zierlichen Stiefeletten und bis auf die zierlichen Enden ihres schwarzen Schleiers. Mensch, und was für Augen guckten durch die Maschen dieses Gewebes, was für Lippen lachten darunter hervor! Welch feines, kleines neckisches Sinn, Welch entzückende Rundung des ganzen frischen Gesichtchens —, ach, es ist mir unmöglich, Dir das zu schildern, ich möchte Dich nur anstecken mit der stürmischen, jubelnden Erregtheit, die mich damals ergriff, und die mich noch heute ihr Photographum, das Stückchen Papper, auf das die Sonne ihr Gesicht noch lange nicht schön genug gemalt hat, erfassen und mit quillender Rührung küssen läßt. — Halt! Ich störe Deine Andacht und falle aus dem Epos in die Lyrik, — das soll nicht erlaubt sein, sagte unser Konrektor. Laß Gnade walten und lies weiter. —

Ich bin wohl eine Woche lang ihren Tritten gefolgt wie ein Hund, der bald vor, bald hinterher laufend seinen Herrn umkreist; ich entdeckte das Geschäft, in das sie ging, und machte bald die wei-

tere Entdeckung, daß sie die etwas blöden Dokumente meiner Verehrung nicht schlecht aufnahm. Sie wandte hin und wieder ihren kleinen Kopf in einer zierlichen Achtelwendung nach hinten, wenn ich vorzog, sie vor mir hergehen zu lassen, und sie sah mir auch bald gerade und klar ins Gesicht, wenn ich vor ihr gehend diplomatisch meinen Gang verlangsamte, um sie von der Seite zu bekommen. Nach hiesigen studentischen Anschauungen betrachtet man so etwas als Zeichen zu erwünschter Annäherung, und ich konnte also, ohne mich zu den professionellen Weiberfängern zu rechnen, die mir ein Greuel sind, wenigstens die Vorbereitungen zum Angriff treffen, d. h. ich begann mit mir ernstlich zu Räte zu gehen, auf welche Weise ich mich der holden Person nähern sollte, die ich in Iyrischen Ergüssen natürlich längst duzte, küßte, umarmte zc. Denn es hat nie in meiner Art gelegen, nach Goethes Rezept den Weibern feck entgegen zu gehen —, ich bin liebesfeige bis zur Blödigkeit. Waren das Erwägungen! Welch zierliche Phrasen der Annäherung habe ich zuweilen mühsam gedrehselt, während ich im Kolleg saß und Pandekten hören sollte, wie habe ich mir die Örtlichkeit unseres ersten Zusammenstoßes strategisch genau überlegt, und wie albern bin ich mir bei alledem beständig vorgekommen. Nichtsdestoweniger war meine Seele wie von einem ganz unerklärlichen, sagen wir: himmlischen Fluidum erfüllt, das in manchen Augenblicken zum Gehirn aufzuwallen schien und mich so selig=heiter machte,

daß meine Wirtin sich nicht genug über meine Liebenswürdigkeit wundern konnte. Bunt, wie im „Titan“ Jean Pauls sah's in meinem Herzen aus, phantastisch und überschwenglich, voller Frühlingswinde, Rosenlauben, Jasmindüfte und Vogelsang — just wie in einem recht schlechten Gedichte von der säuselnden Observanz. Aber bei all der rosigen nebelhaften Vermorrenheit, wie ist sie doch köstlich diese närrische Zeit idealisierenden Liebesträumens, in dem die reale Heldin all der Herzensüberschwänglichkeiten umkleidet wird mit der ganzen Fülle fraulicher Hoheit, Reinheit, Schönheit, Güte und Liebe, die nur jemals eines alten und neuen Dichters Kunst uns lebendig machte.

Tu' mir den Gefallen und lache darüber nicht. Diese Jugendeseele scheint mir zu ihrer Zeit doch ungefähr das Beste zu sein von alledem, was die Menschen Glück nennen. Nur die Böbelmenschheit macht sich darüber lustig; denn gemeine Seelen vermögen sie nicht zu verstehen. Doch wird sie auch oft geheuchelt, weil man ahnt, daß sie ein Zeichen guten Menschentums sei. — Dieser Traumzustand dauerte drei Wochen. Meine Begeisterung ging in Siedehitze über, aber mein Ideal begann es bereits augenscheinlich zu langweilen, von mir platonisch umschwärmt zu werden, wie die Erde vom feuchten, romantischen Mond, und unser Freund Schilde, der medizinische Jhniker, dem ich mein Herzeleid klagte, erklärte mir sehr bündig, daß ich ein ausgewachsenes Kameel wäre, wenn ich nicht binnen 24 Stunden

„'ran ginge“. — Mut! Mut! Oh, es war keine leichte Sache! Aber ein schöner Morgen kam; — die Sonne glänzte auf der goldenen Viktoria der Siegessäule flimmernd in hellster Pracht, fröhliche Frische lag auf all dem taurigen Grün, klar und wolkenlos prangte der Frühlingshimmel über dem Ganzen. (Siehst Du wohl, da hast Du den Romananfang.) Diese Frische und Klarheit allüberall drang mir in die Seele wie ein reinigender Hauch des Mutes. Wie Schlacken fiel es vom Herzen, ein freudiges Kraftgefühl erfüllte und belebte den Körper. Mutter Natur, die ehrwürdige, große Gottheit der freien und mutigen Herzen, war mir Bundesgenossin geworden, der Sonnenstrahl da vom Himmel, das war der Speer der Pallas über dem Haupte Achills, und siehe da, der schritt aus wie ein Held und war guter Dinge (nimm mir den hohen Ton nicht übel, damals klang's so in meinem Innern): „heute erfüllt sich's“ war die laute Parole meines Herzens. Da kam sie. Gott, wie war sie schön. Sie war zum erstenmale frühlingshaft gekleidet und ich sah nun, was mir der Mantel teilweise verhüllt hatte, noch mehr: ihre überaus elastische, reizende Figur. So recht jungfräulich kräftig erschien mir ihre zierliche Büste in der Umhüllung des hellgrauen, flotten Frühlingsjackets, und ihr frisch gesundes Gesicht sah ich zum erstenmal ohne Schleier. O Du Schriftgelehrter, packe alle Deine Reminiszenzen schöner, junger Weiblichkeit aus dem alten Hellas und Rom und was sonst zu-



sammen und kristallisiere Dir aus ihnen ein möglichst vollkommenes Bild (an Nausikaa darfst Du vorzüglich denken), versuche aber, soweit es in Deinen Archäologenkräften steht, das Bild recht modern zu machen, und vergiß nicht, das Ganze Dir bekrönt zu denken von einem breiten, weißen Strohhut, auf dem sich rote Rosen in zartem Blättergrün emporranken — dann hast Du ungefähr eine Ahnung von der Lieblichkeit, die auf mich zuschritt. Und ich, der Held im Schutze der sonnigen Mutter Natur, wahrlich, ich war wie auf Flügeln, wie mit einer unbegreiflichen Kraft erfüllt; — ich kann es mir nicht erklären, ich weiß nicht, wie es geschah, aber ich befand mich plötzlich neben ihr. Doch da verließ mich meine Schutzgöttin, die bekanntlich darauf hält, daß ihre Kinder mit eigenen Kräften tüchtig wirtschaften. Ach, ich wirtschaftete sehr verkehrt; verwünscht banales Zeug stotterte ich heraus, weiß selber nicht mehr was, war überhaupt ganz unbewußt dessen, was ich tat. Zwei Mädchen, die vor uns hergingen, wandten sich plötzlich um, stießen sich an und lachten laut auf. Ich hätte ihnen den Rücken eintreten können, aber ihr höhnisches Lachen brachte mich etwas zur Vernunft, d. h. ich begann jetzt etwas bewußter Entschuldigungsbitten zu stammeln und feierlich zu erklären, daß ich mich augenblicks entfernen würde, falls meine Begleitung unlieb, meine Bitte darum also verfehlt sei. Sie schwieg — eine ganze peinliche Minute lang, die mir vorkam, wie ein ganzes

Kolleg über Logik, endlos, unergründlich, gähmend — endlich tat sie ihren kleinen Mund auf und sprach. Jetzt aber, Mensch, Freund, Bester, Liebster, jetzt pack' ich Dich bei den Schultern, sehe Dir ins Auge, schüttle Dich und umarme Dich, ja, ich möchte mich mit Dir prügeln in Erinnerung dessen, was diese Worte in mir erregten. O wunderbare Macht einer leisen, aber vollen Frauenstimme, deren gleichgültigste Worte selbst direkt aus dem Herzen zu kommen scheinen, und die wiederum so warm ins Herz tönt, daß man die Augen schließen möchte, um den Zauber voller zu empfinden. Was sie mir sagte? Eigentlich sehr banale Dinge, aber damals Musik für mein Ohr, eine ganze Symphonie für mein Herz: „sie nehme es mir nicht übel, sie angesprochen zu haben, aber ich müßte ihr verzeihen, daß sie anfangs geschwiegen, denn es sei schwer, eine Antwort auf derartige Anreden zu finden, die nicht immer aus achtenswerten Gründen an ein Mädchen gerichtet würden, das zur Stadt ins Geschäft geht“. Jetzt begann ich zu reden, wie zehn Domesthessie auf einmal. Mein Herz explodierte und warf vor der Hand eine Unmasse ähnliche Bemerkungen aus, denen sie mit einem entzückenden Zuge der Aufmerksamkeit folgte. So ging ich mit ihr bis zur Ecke der Friedrichstraße, wo sie mich bat, sie ihren Weg allein fortsetzen zu lassen. Wir verabschiedeten uns, sahen uns, so oft es möglich war, noch gegenseitig um, und ich legte es als herrlichen Beweis gegenseitiger Sympathiekraft aus, daß sich unsere



Köpfe juist immer zur selben Zeit drehten. — Zwei Stunden Bandelten darauf, während deren ich mein Heft mit unzähligen J's verzierte, was sich neben den Offenbarungen des „Interdictum uti possidetis“ außerordentlich sinnig ausnahm und woraus Du erkennen magst, daß sie Josephine hieß. — Mit dieser Errungenschaft schließe ich diesen Brief. Du kennst jetzt nicht bloß den Helden meiner Geschichte in seinem genauen Zustande zu Beginne derselben, sondern auch den Vornamen der Heldin. Das ist ein Fortschritt, mit dem ich sehr zufrieden bin, und ich schließe mit dem Bewußtsein, endlich meine Pflicht getan zu haben.

Dein Richard.

*N a c h s c h r i f t.* Wie ich den Brief überlese, bemerke ich, daß ich vergaß, Dir die Farbe ihrer Haare zu schildern. Das muß nachgeholt werden; denn sie hatte so schön kastanienbraune, wie ich sie sonst noch nie gesehen. In der Sonne schillerten sie ganz hell, fast wie blonde. Ihre Augen waren braun. Ein eigen tiefer Glanz leuchtete daraus. Denke ich an sie, so schimmern mir fast leibhaftig die dunklen, braunen, lachenden und doch zuweilen so innig ernstesten Sterne vor Augen.

## II.

Hier, mein geduldiger und lieber Max, hast Du den zweiten Brief und das zweite Kapitel. Ob die Einteilung aus „künstlerischen“ Gründen geschehen,

überlasse ich Deiner philologisch geschulten Kritik. Mach's gnädig! Denn wahrlich, ich schreibe unter erschwerenden Umständen: mein melancholischer Festungsgenosse hat mir eben sechs Gedichte vorgelesen. „Elegieen“ nennt er sie, und er will darin die Seelenqualen des nagenden Gewissens schildern, mit denen er behaftet zu sein vorgibt, seitdem er einen Gardeleutnant beinahe totgeschossen. Davon ist aber in diesen Gedichten nicht im entferntesten die Rede, denn sie haben überhaupt keinen Inhalt. Man meint, das ganze Herzeleid sei eine metrische Übung, wie sie auf den Gymnasien Mode. Und dabei ist der „Dichter“ ein hochaufgeschossener Bengel, der achtmal auf Schläger und zweimal auf Säbel „los“ war und nun als Kampfzeichen eine Art eigenen Skalpes mit sich herumträgt, nämlich jenes bekannte Renommistenfell, ein Gesicht, das aussieht als ob er mit ihm eine ganze Nacht auf einem Rohrstuhl gelegen und so jene unzähligen Riefen davongetragen, von dem seine ganze „Quartseite“ durchkreuzt ist. Es ist wunderbar zu sehen und zu hören wenn von diesen zerhackten Lippen sentimentalische Seufzerverse kommen. Aber ich will Nutzen aus diesen gereimten Neumütigkeiten ziehen und mir den Charakter à la tartare zum warnenden Beispiel nehmen für meine Erzählung. Ich brauche ja nicht un- wahr zu werden, um traurige Dinge zu sagen —: die kommen ganz von selber.

Von dem Tage an, der den Analleffekt des ersten Briefes bildete, gingen Josephine und ich stets ge-

meinsam zur Stadt, aber wir verlängerten unser Zusammensein dadurch, daß wir uns nicht erst an der Siegessäule, sondern bereits im Tiergarten selbst, am Schloß Bellevue trafen. Herrliche Gänge. Beide voll frischen Morgenfühls, umhaucht von fröhlicher Frühkühle, in des Tages Tretmühle noch nicht abgemüdet, ohne viel lästiges Bummelvolk um uns herum — so schritten wir stets guter Dinge und immer mit weiteren Umwegen zur Stadt. Mir tat sich ein Himmel auf, muß ich sagen, trotz der abgegriffenen Außenseite dieses Wortes. Wenn sie mir von ihrer rheinischen Heimat erzählte und davon sprach, was für ein Wildfang sie in ganz jungen Jahren gewesen sei, wenn sie mir Szenen aus ihrem Verkäuferinnentagewerk zum besten gab und mutwilligen Spott über die Ritter mit den Schnabelschuhen beimengte, die mit großer Konsequenz Krautwatten bei ihr kauften, wenn im lebhaften Gespräch ihre Wangen sich röteten und ihre lieben Augen so schelmisch und doch so herzensgütig lachten, dann drängte es in mir mit gewaltigem Wehen, und ich hätte sie auf der Stelle in die Arme schließen, in die Höhe heben, küssen, küssen mögen bis zum eigenen Vergehen. Aber sie bewahrte bei alledem eine gewisse, nicht kalte, aber schüchterne oder furchtsame Zurückhaltung, und ihre Hand ruhte regungslos kühl in der meinen, wenn wir uns begrüßten oder verabschiedeten. Auch ich selbst vermochte in Worten ihr nicht zu sagen, was in mir vorging. So lange die Worte nicht ungerufen ungezügelt auf die Lippen

schließen, und so lange ich mir die Redewendungen noch überlegen muß, in denen ich von diesen schwelenden Herzenskräften reden soll, so lange, glaube ich, sind bei mir die Worte noch tönendes Erz und klingende Schelle, und eine „Liebeserklärung“ wäre schlaue Lüge. Daher überließ ich mich zumeist dem Zauber ihres Mundes, und wenn ich sprach, so waren es Worte gleichgültiger Art. So wurden wir einander Freund in langsamer Entwicklung. Es kommt mir jetzt vor, wie wenn wir uns langsam in ein tausendmaschiges Netz, hin und herspielend wie arglose Fische, verfangen hätten, bis plötzlich ein Ruck uns eng zusammenschloß in gemeinsame, goldene Gefangenschaft; — Du kannst von diesem Gesichtspunkt aus vielleicht eine wunderbare Erklärung der netten Fabel von Mars und Venus geben. Wann geschah dieser Ruck? Ach es war ein göttlicher Tag! Als ich früh erwachte, saß mir schon im Herzen ein jubelndes Wohlgefühl. Nicht wie sonst tauchte ich manierlich gelassen meine Hände in das Waschbecken, sondern ich fuhr hinein, als wollte ich einen Hechtsprung in den großen Ozean riskieren; alles, was an Melodien in meinem Kopf aufgespeichert war, drängte sich heraus auf die Lippen, aber ich sang jegliche Melodien fast auf das einzige Textwort Josephine; meine Bandektenmappe schloß ich unter den Arm, wie wenn es meine gesammelten Gedichte wären in 50. Auflage mit Goldschnitt und 20 Seiten lobendem Kritikanhang; meinen Hut stülpte ich mit der Energie eines Betrunknen auf

den Kopf. Draußen lachte mich alles an: der Himmel erschien mir so unergründlich tief und blau, so lachend die Sonne, und der Wind so frisch und heiter wie nie vordem. Selbst die verschlafenen Dienstmädchen, die beim Frühstückholen sonst nicht vergnügt auszusehen pflegen, lachten mir gerade ins Gesicht, — vielleicht lachten sie mich aus, weil ich gar so heiter einherschritt und sie an meiner Nüchternheit zweifelten. Und wie erschien sie mir an diesem glücklichen, goldenen Tage! Ich ergriff ihre Hand so fest, daß sie mich erstaunt ansah, und ein seltsames, befriedigtes Lächeln glitt dabei über ihr Antlitz. Ich aber ließ ihre Hand nimmer los, und da drückte sie auch die meine fester. So gingen wir schweigend eine Weile in den Wald hinein. „Wir sind eins, wir sind eins!“ so tummelte es in meinem Herzen, aber ich fand keine Worte, und nur mein Auge lag auf ihr gebannt wie von einem flimmern- den Scheine. Ist es nur jetzt meine überquellende Empfindung oder war es mir wirklich so: ihre Gestalt erschien mir farbig umrändert, wie ein Bild durch Glas betrachtet, umflossen von einer zitternden, weichen Gloriole. Ihr Auge war gesenkt, ihre Brust ging leise schnell. Da plötzlich schlug sie ihren Blick auf zu mir: wie ein glänzender Lichtwirbel umschlug es mich, meine Augen gingen mir über, und meine Arme umschlangen sie mit einem Male gewaltsam —, mein Mund lag auf dem ihrigen. Mir kommt es vor, als hätte das eine unbestimmte, ewige Frist gedauert, ohne Anfang und ohne Ende,

eine Zeit für sich, ganz aus der übrigen heraus. Wie ich zu mir kam, war es auch wie das Erwachen aus einer Ohnmacht. Wir gingen wortlos nebeneinander her, eng aneinander, wie auf ewig verbunden —, ich hatte sie zu meiner Braut geküßt. Liebreich blickten wir uns ins Auge, aber wie erstaunt. Das Vogelsingen über uns tönte in unserem Herzen wieder wie der Nachklang unserer Seligkeit. Gepriesen seien diese kleinen Sänger, die unsere Gedanken ausdrückten, ohne daß wir zu sprechen brauchten. Denn offen gestanden, Worte waren mir jetzt so schwer, wie ehemals trigonometrische Formeln schauderhaften Angedenkens. „Bist Du mir böse?“ war nach langen Minuten mein erstes Wort —, ein unbegreiflich unsinniges, wie Du behaupten wirst, aber es war eine Eingebung des Himmels. Obwohl ich selbst nicht recht wußte, was es bedeuten sollte, so verstand sie doch den Kern der Frage genau, und das erste trauliche „Du“ nun auch aus ihrem Munde leitete ein fröhliches Geständnis ihrer Liebe ein. Du siehst, wie brauchbar, nützlich, ja oft notwendig ein bißchen Unsinn ist. Dank meiner blöden Bemerkung gelangten wir aus den überirdischen Regionen unserer Seligkeit zurück auf die Bahnen gemächlichen Wortaustausches, und im ruhigen Reden floß uns nun gegenseitig die stille, friedliche Bestätigung dessen zu, was wir vorher in Sturm und Taumel uns auf die alte wortlose Mundart der Liebe gesagt hatten.

Von nun an begann eine Zeit engen Zusammen-



feins. Früh schmiedeten wir die Pläne zu irgend welchen gemeinsamen Unternehmungen, abends führten wir sie aus. Josephine stand in Berlin allein da. Nichts hinderte sie, sich ganz dem Egoismus meiner Liebe zu widmen. Auch war der letzte Rest jener scheuen Zurückhaltung gewichen, welche mir anfangs an ihr auffiel — rückhaltlos war sie mein Eigen, ohne vieles Sträuben und Zieren. Bald kletterten wir zusammen die Treppen meiner Mietskaserne hinauf, und ich führte sie gravitatisch in meine „Gemächer“ ein. So benannten wir meine Bude, die aus Stube und Kammer bestand. Der ganze Qualm von Ungemütlichkeit verflog aus diesen mir sonst so widerlichen Mietsräumen. Sie waltete darin wahrhaftig wie eine Fee. Was sie anfaßte, umgab sich meinen Augen förmlich mit Glanz, und bald erschien mir mein Zimmer, eine jener echten Studentenbuden von abgeschabter Eleganz auf Pump, so lustig und licht und heiter-rein, wie nur irgend eine Gretchenstube. Wie recht hat doch der Kenner verliebter Herzen, Mephistopheles, mit seinem Ausdruck von der Geliebten „Dunstkreis“. Abgeschmackte Narren mögen das für zynisch erklären, ich finde es ganz natürlich.

O Du Literaturkundiger! Borge mir ein paar klassische Idyllen zur Schilderung meines Glücks, aber ohne Schalmeienklang und Schafherden natürlich, selbstverständlich auch ohne Postillen und Schlafrock. Josephine entwickelte die herrlichsten Eigenschaften. Sie war meine Geliebte, mein

Freund, mein mütterlicher Schutzgeist, meine Frau zu gleicher Zeit. Schüttle nicht Dein philologisch solides Haupt! Es mag im allgemeinen richtig sein, daß die Weibertwirtschaft nach französischem Muster nicht ins Studentenleben paßt, und ich habe Daudets „Sappho“ auch gelesen. Aber mein Fall war gesund und gut. Nie habe ich mehr gearbeitet, nie saß ich mehr in dem mir an sich widerwärtigen juristischen Studium. Wenn ich früher an meinem Schreibtisch war und irgend eine Rechtsmaterie mir einzuprägen trachtete, wie schal und gewöhnlich erschien mir da die gezwungene Kost. Nach jedem Sappunkt erschien mir die Zeit mit diesen Dingen weggeworfen, mein Geist sehnte sich beständig nach einer freieren palaestra musarum, und fast immer war das baldige Ende dieser Beschäftigung, daß ich mir Trost erholte bei irgend einem Herrscher im Reiche Apolls. (Dieser schöne Ausdruck Dir zuliebe, mein guter Philologe.) Jetzt war mir Josephine die einzige Poesie und die ganze Schönheit. Der Gedanke an sie versüßte mir den heftigen Trank der Rechtsgelahrtheit und stärkte mich im Pflichtgefühl; denn es schien mir, als ob ein wenig Plage des Tages mich erst recht zu den Genüssen des Abends berechtigte. Raffinement verliebter Genußsucht, — aber praktisch in der That. Du darfst nun aber beileibe nicht denken, daß wir Hausväterchen und Hausmütterchen, kurzum Lieb-Philisterchen miteinander spielten. Unser Zusammenleben war eine Idylle im stillgemächlichen Sinne

eigentlich nur, solange wir unser gemeinsam eingekauftes Abendessen miteinander verzehrten. Da ließ sie es sich freilich nicht nehmen, mit der leisen Geschäftigkeit einer kleinen Hausfrau das Ganze zu ordnen und zu leiten. Was ich mir sonst in einer Papierumschaltung heimbrachte, auf einen Teller warf und mit wenig Genuß lesend verzehrte, das arrangierte sie, weiß der Ruckuck mit welchem besonderen weiblichen Sinne für die Ästhetik des Speisetisches zu einem so liebenswürdigen Ensemble, daß es mir zum Feste wurde, so zu essen. Es war das gemütlich einleitende Vorspiel zur kommenden Hauptaktion. Wir saßen da bei Tische sehr respektvoll voneinander getrennt, tranken uns zeremoniell zu, wie die jungen Leutnants den Herren Vorgesetzten im Kasino und amüsierten uns mit steifnachgeahmten Höflichkeiten. „Dieses chinesische Schwalbennest kann ich Ihnen sehr empfehlen, meine Gnädige; direkt aus Hongkong, zerfließt wie Vanilleneis auf der Zunge,“ sagte ich und gab ihr ein Stück rohen Schinken. „Ach nein, ich liebe diese exotischen Genüsse nicht und nehme höchstens mal gerne ein Stück von diesem vorzüglichen sibirischen Steppenhuhn da,“ entgegnete sie, mir lachend ihre kleinen, weißen Zähne zeigend und eine Scheibe geräucherte Gänsebrust anspießend. Du findest das natürlich kindisch, ich aber sage Dir, es war göttlich, meinerwegen olympisch. Es waren die kleinen Plänkelleien zu dem folgenden Haupttreffen, hartnäckigen Nachtgefechten voll gegenseitiger Aufopferung.

Stopf Dir die Ohren, mein klassischer Odysseus; denn jetzt gedenke ich Dich mit Sirenenklängen von der glatten Bahn Deiner Syntax zu locken. — Durch die geöffneten Fenster klangen von drüben her abgerissene Harmonien des Konzertes aus dem Ausstellungspark, die dunkle Nacht schaute ernst und weich ins Zimmer. Josephine hatte nach Tisch ein für allemal jenes Möbel meiner Ausstattung in Besitz, das wir stolz und schön „le fauteuil d’amour“ benannt hatten. Ich saß neben ihr auf einem weniger „feudalen“ Subsellium, das aber den Vorteil hatte, so niedrig zu sein, daß ich bequem meinen Kopf in ihren Schoß legen konnte — auf einer Fußbank nämlich, gerade so, wie ich einst zu Füßen meiner Mutter gesessen, wenn sie mir Lieder vorsang, als Kind. Wie recht hat doch der dicke, melancholische Dänenprinz, wenn er meint, daß es ein schöner Gedanke sei, zwischen — aber halt, ich besinne mich, daß keusche Regisseure diese Stelle stets zu streichen pflegen, und, außerdem, bei mir handelt es sich nicht bloß um Gedanken. Doch Du kannst Dir immerhin die Situation auf unserem fauteuil d’amour so vorstellen, wie jene Szene im Shakespeareschen Stücke, nur pflegte ich mich ein wenig kräftiger in meiner Ophelia Schoß zu drücken. Unvergeßliche Lage! Rückenübergebeugt lag ich wie in einem warmen Neste, über meinen Augen leuchtete ihre weiße Stirn, glänzten entflammt und doch so fraulich-weiß ihre rührend-lieben Augen. Ihre Flechten hatten wir vorher gemeinsam gelöst und nun fluteten sie in

braunen, warmen, duftigen Wellen über mich herab, ganz nestwarm mich einhüllend. Selbst wenn ich die Augen schloß, fühlte ich förmlich die Wärme ihres Blickes auf mir ruhen, sah das ganze, liebe Madonnenbild über mir, aber meine aufwärts tastenden Hände fühlten ganz leibhaftig hold die Konturen der warmen, wogenden Brust, und wie eine holde Überraschung des Himmels senkten sich ihre weichen, heißen Lippen auf die meinen. Damals lernte ich, was weltvergessen heiße im Schoße eines Weibes, und wie in Nichts Streben und Leben und Wollen versinkt in der Gewährung der Liebe.

Wie war mir früher Antonius schwach und verächtlich erschienen in den Banden der braunen Kleopatra. Jetzt fühlte ich ihren frühlingswarmen Atem mich umhüllen, und alle Stürme meines Innern, all' mein Streben, tatkräftig aufzugehen im Wesen des Zeitgeistes, beschwichtigten sich, linde vergehend; ein Streicheln von ihrer kleinen, warmweichen Hand heilte wie eine segnend aufgelegte Heilands-hand allen Schmerz und alles Elend des unruhigen Herzens. Nur eins lebte in meiner Seele, ein rühriges, mächtiges Leben, flammenkräftig und flammenbeweglich, die Leidenschaft zu ihr —, ein überschwengliches Drängen von Geist und Leib, eine brausende, hebende Elementargewalt, der jeder Blutstropfen meiner Adern gehorchte.

Glaube nicht, Du Tiefgelehrter und Vielbelesener, daß Du dieses Mysterium der aufeinander brennenden Menschenleidenschaft irgendwo beschrie-

ben fändest in seiner ganzen gewaltigen Naturwahrheit. All Deine Erotiker, und auch die kühnsten und gemütskräftigsten, — an diesem Problem sind sie alle gescheitert, wie die Philosophen am letzten Grund der Dinge. Ewig streben sie darnach und werden darnach streben, solange ein dichterisches Feuer in einem Menschenherzen loht und drängt zur Nachschaffung menschlichen Lebens in der Kunst; aber sie werden dieses göttliche Symbol des Ursprungs aller Wesen nie in voller Wahrheit in die Sprache fassen können. Aus dem philosophischen Streben nach Erfahrung des Ersten, Ewigen ging für die Schwachen das begrifflose Wort „Gott“ hervor, aus dem dichterischen Streben nach Bewältigung des großen Problems der Liebe entstand schließlich unsere saftlose Kasstratenlyrik. Die kräftigen Geister aber wenden sich mit Verachtung oder Mitleid von diesen kläglichen Surrogaten ab. Sie, die selbst genossen haben, entweder den ernststen, tiefen Reiz denkenden Sichversenkens in die Welt des Unaufgeklärten, oder die stürmische Vollbewegung der Liebe, sie können sich nicht genügen lassen an spielenden Verschleierungen und billigem Wortwesen, — ihnen glüht ja die Erinnerung des Genusses, der Wahrheit im Innern als das Heiligste in ihrem Leben. — Aber gibt es solcher Geister viele? Blicke um Dich und siehe zu, was aus der „Liebe“ gemacht wird. Verschwommene Rührseligkeit nach Art der schauerhaften Siruplyrik in Goldschnitt, oder schlaugemeine Spekulation der Sinne

und des Geldbeutels: Liebesstümper oder Liebes-  
schänder ringsum. Von einem der letzteren soll der  
nächste Brief handeln, das letzte Kapitel der Ge-  
schichte

Deines Richard.

### III.

„O Liebe, himmelhohe Riesenlohe!“ singt der  
große Ungar Petöfy. Du lebst ja mitten in der  
modern-philologischen Scheidekunst, lieber Max, die  
groß darin ist, die alten und neuen Dichter hübsch  
säuberlich auseinander zu setzen, jede Metapher,  
jedes Bild mit chemischer Genauigkeit auf seine Be-  
standteile zu untersuchen, um schließlich ihr gestren-  
ges placet oder displicet abzugeben. Ich empfehle  
Dir für diese interessante Methode jenes Petöfysche  
Gleichnis oben — aber Du mußt freilich nicht bloß  
was gelernt, sondern auch geliebt haben, um es zu  
beurteilen. Ich für meine Person, der ich weniger  
gelernt als geliebt habe, muß gestehen, daß das Bild  
ganz vorzüglich ist. Zumal, wenn man das Ende  
von Liebe und Feuer bedenkt. Die Flamme des  
menschlichen Liebesglücks, das jubelnde, brausende  
Feuer, schau —: entweder sinkt nach mächtigem,  
glutendem Leben die Riesenlohe gemach in sich zu-  
sammen, glimmt still, eine Weile von Asche bedeckt,  
noch weiter, und dann vergeht sie in Kälte oder aber  
es fährt ein breiter Wasserstrahl des Schicksals jach  
in sie hinein, während sie gerade am herrlichsten  
zum Himmel emporschlägt, und zuckend, prasselnd,

dampfend versinkt sie mit einem Male. Und der Rest? Im ersteren Falle ein reinliches, Häuflein ausgebrannter Asche, des Lebens Stürme blasen hinein und raschelnd verfliehet sie; im letzteren eine Pfütze schmutzigen Schlammes. Siehst Du, mein Lieber, mit solchem Bildertwerk erlustert sich einer, dem es schlecht gegangen im Reiche der goldenen Aphrodite, oder besser gesagt, den man aus diesem Paradiese unzart getrieben, wie einst unser Urelternpaar. Im alten Bild zu bleiben: mein Glück ist mir schleunig verlöscht worden, und der Schlamm ist nicht ausgeblieben.

Um die Mitte des Juli, nachdem wir uns in unsere Liebesidylle recht warm und weich eingelebt hatten, mußte Josephine auf einige Wochen in ihre Vaterstadt zu Verwandten. Das war eine alte Einrichtung, die sich durchaus nicht bei Seite schieben ließ. Wir waren auch gar nicht wehleidig angesichts dieser Kunstpause unserer Liebe, denn wir meinten sicher, daß all die Klarinetten und Geigen der Luft um so vergnügter einfallen würden, wenn sie überstanden sei. Wir hielten ein feierliches Abschiedsamt mit einigen hundert Küffen, stellten in gravitätischen Predigten die ganze Sache als selbst auferlegte Kasteiung der sündigen Leiber und Seelen dar, ermahnten uns im schleimigsten Traktätchenstil recht brav und züchtig zu sein in Gedanken, Worten und Werken, drückten uns dabei, daß es schier lebensgefährlich wurde, — kurz, wir trieben allerlei Possen nach unserer verliebten Art. Aber es war



seltsam, — diese Ausgelassenheit war wie verflogen, sobald wir meine Wohnung verlassen hatten. In der Droschke, die uns zum Bahnhof brachte, waren wir schon wortkarg, im Wartezimmer fühlten wir uns beide bedrückt, ängstlich, als wollte sich uns Schlimmes nahen, und als Josephine in den Wagen stieg, vermochte sie ihre Tränen nicht zurückzuhalten. Wir küßten uns noch einmal, ich fühlte die Nässe ihrer Tränen auf meinem Gesichte und hörte ihre Worte: „Bleibe mir immer gut!“ Es war mir tiefschmerzlich zu Mute. Ihre Hand hielt ich so lange in der meinen, als es möglich war; der Zug bewegte sich fort, unsere Augen ruhten ineinander, so lange er noch zu sehen, und auch als er ganz entschwunden war, blickte ich den Schienentweg entlang. Ein Gefühl von Verlorenheit, Einsamkeit, Leere war in mir. Ich ging nach Hause wie ein Träumender. Ach Gott, wie öde! Ich setzte mich vor den Schreibtisch und blickte ihr Bild an —, verworren zog es in meine Seele. Ich raffte mich gewaltsam auf, verschloß ihr Bild, und dachte mich ins Strafrecht zu stürzen. Aber wie Marlowes Dr. Faustus fand ich jetzt, daß das ein Studium sei, höchstens für einen Lohnknecht gut. Die Paragraphen klapperten mir unendlich widerwärtig in den Sinn . . . „Zuchthaus, Gefängnis, Festung, Ehrverlust, Milderungsgründe“ . . . hol's der Teufel! — Ich versuchte es nacheinander noch mit der Zivilprozeßordnung und dem Handelsgesetzbuch, aber geradezu ein Haß überkam mich gegen Kontokorrentvertrag, Handelskauf,

Tausch und dergl. — unausstehlich ledern und sündhaft niederträchtig kam mir das alles vor. Ich merkte jetzt, daß ich alles dies in letzter Zeit nur getrieben aus einem Raffinement des Gegensatzes. Vielleicht ging es morgen besser, jetzt fühlte ich mich unfähig für die Materien beider Rechte, ein Trieb nach äußerer Zerstreuung war in mir, wie immer, wenn das leere Herz nichts Eigenes bietet. Gegen zehn Uhr setzte ich mich auf die Stadtbahn, um nach der Friedrichstraße zu fahren. In normalen Verhältnissen vermag schon diese Fahrt zu zerstreuen — über Straßen hinweg, durch Höfe hindurch, unzählige Lichter von elektrischen, Gas-, Petroleumlampen rechts oder links. Mich brachte das Gewirre noch mehr in Unruhe. Ekelhaft kam mir das alles vor, ich glaubte plötzlich mitten hineinzusehen in eine widerwärtige Wahrheit, die hinter dunkler Maskenlüge steckte.

Es war strömendes, heißes Sommernachtsleben auf dem Fahrdamm, Wagen eng hinter Wagen, gezogen von den unglückseligen Droschkengäulen Berlins, die gewiß zu den beklagenswertesten Wesen dieser besten aller möglichen Welten gehören. „Ach, wir armen Droschkengäule!“ ging es mir durch den Sinn, — aus einem Liede, das ich irgendwo einmal gehört. Mitgeschwommen in dem Strome. Eine kleine Braune mit ganz schwarzen Augen stieß mich wie aus Versehen, sagte pardon und wendete mir ein reizend blaßes Gesicht zu. Wie hübsch, dachte ich, und wollte schon zu reden beginnen, da

packte mich Zorn und Ekel mit einem Male so wild, daß ich in schneller Wendung auf die andere Seite ging. Die Kleine wird wahrscheinlich an Dalldorf gedacht haben. Ich ging hinauf ins Café Bauer, setzte mich auf den Balkon und blickte hinaus auf das wogende Leben da unten. Alles lief da paarweise, wie mir schien. Die aufgedonnerten Weibsbilder mit ihren blödsinnig grinsenden Galanen waren mir unendlich widerwärtig. Sonst freute mich der Strudel; heut' konnt' ich es nicht mit ansehen. Lesen also. — Kostbar, da stand im Feuilleton einer Tageszeitung ein Stück „Berliner Roman“. Die Personen waren alle wie Figuren aus Zuckerguß, die man in den Schaufenstern der Konditoreien sieht. Das amüsierte mich eigentlich. Unsere ganze ernsthafte Literatur kommt mir überhaupt furchtbar komisch vor. Aber andauernd konnte ich das Zeug doch nicht lesen. Fort also wieder, irgend etwas sehen, hören, — ach, wie elend leer ich mich fühlte. Eben als ich auf das Trottoir heraustrat, kam mir Freund Kühl entgegengezogen, natürlich mit einer ganzen Bande hinter sich her, — alle betrunken — „wie die Fässer der Danaiden“, drückte sich Kühl aus und fragte mich beständig, ob das Wort nicht wundervoll wäre. „Also jetzt wohin?“ schrie der kleine Beher, der kein Frauenzimmer sehen kann, ohne aufgeregt zu werden und im Geiste seine Barschaft zu zählen. „Ich hab 'nen Vorschlag,“ brüllte ein mir Unbekannter, „geh'n wir wieder mal ins pensionat national zu den kleenen

Mächens.“ Beher war sofort lebhafter Anwalt für diese Idee. Rühl protestierte zwar, es gäbe dort ein Geföff, das nur ein Suren- oder Louismagen vertragen könnte, aber man packte ihn und schleppte ihn mit. Auch ich war in dem wankenden Zuge. Café National — wie lange hatte ich diesen Berliner Weibsenmarkt nicht mehr gesehen. Und an jenem Abend, Josephine eben fort — ich dahin! Wenn ich jetzt daran denke, Max, möchte ich an Vergeltung glauben. Weshalb ging ich denn? — —

Das traurige Bild in dem Lokal berührte mich trüb, — die alte Galerie bemalter Frauenköpfe, — die alte frech und grell aufgedonnerte Bordell-Eleganz, der bekannte Mischgeruch von Parfüm, Kaffee, Zigarren, Menschenschweiß, und natürlich auch der übliche Spießrutenlauf durch die geschäftsmäßig aber nicht sehr höflich sich anbietenden Frauenzimmer. — Endlich vorbei. „Hier, meine Herren,“ lud der grünlich blasse Kellner ein, „vorzügliche Aussicht hier.“ Aussicht = Auswahl. „Der Platz ist gut,“ sagte Rühl, „wir haben drei Riesendamen en vue und nun weiß Beher wenigstens, in welchen Schoß er sein schwarzes Lockenhaupt zu legen hat. Die berühmte Adelsheid ist nämlich drunter. In der Monatsrechnung für seinen Alten steht sie immer mit 20 Mark unter der Rubrik: Theater, Konzerte und Vergnügungen.“ — „Laß doch in aller Welt Dein dummerhaftiges Reden,“ sagte Beherchen und setzte sich neben die Dide. Die übrigen zerstreuten sich bald, und so saß ich denn wieder allein und konnte

mit Muße beobachten, in welche Fülle von Schweinerei sich unsere gestrenge Moral ausläßt. —

Am Nebentisch, in Gesellschaft einiger mir unbekannter Studenten saß Wimberg, den Du auch kennst, das verkannte Genie, der Don Juan schon in der Schütermütze, der Dienstmädchen pouffierte und naiven Seelen geheimnisvolle Geschichten von Lehrersgattinnen erzählte, deren Herzen in seinen Brimnerlocken gehangen und im Feuer seiner blödsinnigen Augen zu Butter geschmolzen waren. Diesen Hund haßte ich von jeher, wie er mich, — er konnte mir auf der Schule nie verzeihen, daß ich ein besseres Deutsch schrieb, als er, und er war mir widerwärtig, wie alle die eingebildeten Krüppelnaturen, die nur das eine verstehen, sich in Szene zu setzen. Aus diesem Häfchen ist ein gewaltiger, flirrender Hafen geworden, ein niederträchtiger Lump in Worten und Werken — äußerlich natürlich „feudal“. Als wir in der ersten Zeit unseres Studiums noch miteinander verkehrten, wengleich auch nur förmlich und er lediglich zu dem Zwecke, sich mir ab und zu in einer interessanten Pose zu zeigen, erzählte er mit einemmal, er sei überzeugter Nihilist und sein Lebenszweck bestehe darin, Verhältnisse mit jungen Witwen anzuknüpfen. Sein Nihilismus war großmäulige Absprecherei, die auf Denkfaulheit beruhte, sein Geschwätz von der in ihn vernarrten Region junger Witwen war frecher Schwindel. Er betrieb zwar den Frauenfang systematisch mit der schamlosen Konsequenz des durch und durch

verdorbenen Galunken, aber er wurde gewöhnlich mit Ohrfeigen heimgeschickt und mußte sich an die allergemeinsten Priesterinnen der Bargeld liebenden Göttin halten. Als er mir wieder mal eine Stunde lang falsch verstandene Brocken aus Nordaus „konventionellen Lügen“ wiedergefäut und zwei alberne Romane von bezwungenen Witwen vorrenommiert hatte, sagte ich meine Meinung kurz und gut, und seitdem artete sein Haß gegen mich in lauernde Feindschaft aus. Ich war wie von einer Last befreit, als ich seines Verkehrs ledig war. Ein eitler Bekannter weniger ist besser, als ein schuftiger Feind mehr. Und dennoch, wie hat mich seine Feindschaft getroffen, — an diesem Abend. Kaum hatte ich Platz genommen, da merkte ich schon, daß die Leute seines Tisches sich mit unverschämtem Lachen nach mir umwandten, aber ich drehte ihnen den Rücken und gedachte, den ritterlichen Annullungen dieser jungen Gemüter keinerlei Aufmerksamkeit zu widmen. Die Zeiten sind gottlob vorüber, in denen auch ich es für falsch hielt, mit „dummen Jungen“ um mich herum zu werfen und mit stolzer Steifheit Visitenkarten als Anweisung auf spätere kommentmäßige Prügel auszuteilen. Aber das Gesumme an jenem Tische dauerte an und machte mich doch nervös. Wimberg leitete den Chorus, laut fing er gewöhnlich an, senkte seine Stimme, bis ich nur noch meinen Namen hörte, und flüsterte dann ganz leise. Darauf dann eine brüllende Lachsalbe. Ich versuchte, nicht zu hören, und band schließlich



mit einem noch jungen, netten Ding ein Gespräch an, lauschte aber doch unbewußt. Eintönig erzählte mir die Kleine die bekannte Geschichte, wie sie verführt und schließlich so weit gekommen sei. „Jetzt ist mir allens schnuppe. Nu komme ich so nich mehr raus aus'n Dreck. Na, und wär'sch etwa nich netter, als wie als Mädchen für alles, egal Haderlump für die Gnädge, die ooch gerne mal von 'nen anderen . . .“ Da auf einmal klingt hinter mir von dem Tische der Name Josephine her. Wie ein im Stechen umgedrehtes Messer saß er mir im Herzen. Mit einem Ruck hatte ich mich umgewandt. „Na, was ist denn mit Dir?“ hörte ich noch die Kleine, während ich der hochrot gelachten, mich anglotzenden Schar ins Gesicht starrte. Wimberg sah auf seine Kaffeetasse und rührte lächelnd mit dem Löffel. „Was kann das sein! Was kann das sein!“ stieß es in mir hin und her. Alles Blut schien mir in den Kopf gestiegen zu sein, in meinen Ohren dröhnte es, die Kleine zog mich beständig am Arm. Auf einmal, durch das Dröhnen hindurch, schneidend die Stimme von einem der Leute: „Also dem seine hast Du gehabt? Wie?“ Und dann, ich weiß nicht, so furchtbar gedehnt: „Na ja, was denn? Natürlich! Die kleine Josephine aus der Zimmerstraße. Fufzig mal — ohne allen Apparat. Was ist sie denn weiter als eine . . .“ Da hob es mich in die Höhe und mit einem Satz war ich an dem Tische. Alles um mich verschwamm, wie an jenem Frühmorgen im Tiergarten, als ich sie zum erstenmal küßte, und nur das

rote edige Gesicht des Halunken sah ich vor mir. Da hinauf fauste meine Hand, daß es laut durch den Saal flatschte. Ein Gebrüll von ihm, tobendes Gewühl um mich herum, Weiberkreischen, Stimmen der Kellner und des Wirts. Mit einem Male dann war alles klar für Blick und Ohr. Er machte einen Versuch, sich auf mich zu stürzen, aber man riß uns auseinander und wir wurden aus dem Lokal hinausgedreht, umheult, umtobt, umkreischt von hundert Weiberkehlen. Auch die Kleine von nebenan stand mit uns vor der Türe. Nach dem gewöhnlichen Kartentwechsel, und nachdem meine Genossen eingesehen hatten, daß ich für den Abend nicht weiter zu brauchen sei, schieden wir. Schilde entfernte sich zuletzt und sagte: „Na, da tröste Dich mit dem kleinen Mistkäfer hier. Die guckt Dich unglaublich verliebt an. Für 'nen Helden machst Du's billiger, nich Schatz?“ „Ach machen Sie, daß Sie wegkommen,“ erwiderte sie, und zu mir: „Na, komm mit, Kleiner! Das hast Du recht gemacht. Was is es denn eigentlich mit der Josephine?“ — Siehst Du, lieber Max, der brave Ferdinand in „Kabale und Liebe“ hat schon recht: „gutmütig sind sie alle“, und „man rühmt das Mitleid als die Tugend der Freudenmädchen“ heißt es richtig in der „Fröhlichen Wissenschaft“ Friedrich Nietzsche's. Die Kleine hatte wirkliches, weiblich gutes Interesse an der Sache, und ich war so ausspruchsbedürftig, daß ich, mit ihr zusammen gehend, ihr alles erzählte. „Aber schick Dich nicht mit dem Lump. Wenn sie wieder kommt,



is alles gut. Was schadt's denn, wenn se auch schon 'n mal . ." Eine tiefe dumpfe Trauer kam über mich. Ich hat die Kleine, die sich Alice nannte, mich allein weiter gehen zu lassen, als wir an der Siegessäule waren. Eben schlug es ein Uhr. Die Viktoria der Siegessäule schimmerte unbestimmt weich herunter, an die Figur einer byzantinischen Tänzerin erinnernd. „Also man nich schießen!“ sagte die Kleine noch und verschwand. Ich blickte ihr nach. Ein Herr im Zylinder redet sie an, sie haben sich ein. Ich mußte lachen, — jetzt erzählte sie ihm die ganze Mordgeschichte. Ja, ja, — die Mordgeschichte. Hat der Schuft nicht auch mein Glück gemordet? Wie nachtwandelnd ging ich, schwankend. Verdoppeltes Fühlen beherrschte mich, Josephine erschien mir wie etwas ganz Fernes, Verlorenes, — mir kam es vor, daß alles sei aus einer lange entschwundenen Jugend. Seltsam, — mein erstes Gedicht fiel mir ein und die, der ich es damals geschrieben nach einem kindischen Tanzstundenanzug als Sekundaner. Nun ging's auf Josephine. „Nun liegen Nebel zwischen uns, Feinsliebchen,“ ging der banale Stoßseufzer an, und der zog mir jetzt durch den Sinn, unausrottbar. Noch als ich bereits im Bette lag, waren mir diese Worte im Herzen, wie eine im Schlummer gelegene Kindheitsmelodie, die plötzlich im Innern leise und schwebend aufklingt und, in immer weiteren Kreisen sich ausbreitend, immer weiter tönt, immer weiter tönt.

Als ich mich am nächsten Morgen erhob, war mir wie nach einer wüsten Nacht. Ich mußte mich besinnen. Ach so. Es war mir klar, was kommen mußte, aber nicht Leid. Denn eine unaussprechliche Wut lag mir im Herzen wie ein dicker Anäul. Und wie ein schwärendes Gift fraß sich hinein die Frage: Hat er wahr gesprochen? Mit Verzweiflung drängte ich diese Frage immer wieder zurück und wollte mich festhalten am Zorn. Aber immer hob sie ihren giftig schielenden Schlangenkopf wieder in die Höhe : . . . Und wenn er die Wahrheit gesagt hätte . . . ?

Ich setzte mich hin und schrieb ihr einen Brief: wütende, weinende Fragen. Aber ich zerriß ihn wieder. Was ist das für eine Schuld? Wo der Stein gegen sie, wenn es so wäre? Aber es ist, es ist nicht so! Er hat gelogen, der Lump, wie immer. Diese Art Schwindel-Don Juans genießen nur mit dem Maule. Wenn aber doch . . . wenn aber doch?! — Ach, es kam nicht darauf an; ich fühlte es: so oder so — es war vorbei. Den Gedanken an einen beliebigen anderen hätt' ich ertragen, aber diese grinssende Bisage drängte sich trennend zwischen sie und mich. Ihr Bild war befleckt und verzerrt, mein Denken zerrissen, mein Fühlen zu ihr zerstampft. Schmutz überall und stinkende Nebel aus Schlamm. — Und in mir selbst quoll es wie Schlamm und stieg dunstig daraus auf: alles Böse, Bittere, Gewalttätige. Wild-nüchtig, gierig lechzend, lechzend dampfte es aus der Tiefe. Die Liebe hatte darüber

leuchtend gelegen wie Sonnenschein, der das Dunkel hinabscheucht und wärmend tötet, — nun aber zeigt es seine gierzitternden Klauen und sein Reuchen kam kochend heiß. — Laß mich darüber hinweg. Ich weiß es nicht zu sagen. Nur von dem guten, ehrlichen Zorn will ich reden, der mich ergriff und erhob.

Nicht ihn allein hätte ich erschießen mögen, diesen wasserköpfigen, borniert gemeinen Kenommisten der Liebe, nein, die ganze Herde dieser gefühlstrohen, selbstzufriedenen Geldsackmenschen, die feist und frech durchs Leben trampeln, rindviehschwer und rindviehdumm, rechts und links niedertretend, was von edelster Bildung ist, alles schön Menschliche, geistig Freie, alles Herzensrechte und Herzensreiche befudelnd mit dem eiter-fauligen Atem ihrer niedrigen, begehrllich glockenden Bestialität —: sie alle, sie alle vor meine Mündung! An einen *Sankt Georg* aus *Proletarierblute* dachte ich da oft. —

Du schüttelst den Kopf über diese Eruptionen und scheidest mit gütiger Freundschaft Festes und Falsches in ihnen. Ich gab sie Dir, damit Du das Ganze und Einzelne meiner damaligen Stimmung erkennen magst. — Mitten in diesen *Sankt Georgs*-gedanken kam *Wimbergs* Kartellträger. Du kennst den steifkornischen Zopf. Unreife Knaben (ich denke nicht an die Jahre) entledigen sich da totwichtigster Dinge mit den Schablonenmanieren von *Commis voyageurs*. Also in Kürze: es ward die Forderung

gestellt und angenommen auf fünf Schritte Barriere mit dreimaligem Kugelwechsel. —

Am selben Tage fand das Ehrengericht statt. Alles ging an mir vorüber wie eine Wandeldeforation. Das Ehrengericht bestand aus äußerst respektablen Persönlichkeiten, denen der Beruf zur Prüfung von Ehrenhändelsachen auf den Stirnen, Backen, Nasen, Lippen, Ohren, sowie auf der Kopfhaut geschrieben stand, — insgesamt zählten sie gewiß dreihundert Schmiße. Rechne auf jeden Schmiß zehn „Nadeln“ (gewiß nicht zu viel, denn die kleinen „Kräcker“ zählte ich ohnehin nicht), so ergibt das die ansehnliche Summe von dreitausend, und ich darf wohl mit Stolz sagen, daß ein ganzes Paßbuch zum Verdikte bereit war über meine Ehre, die in der Tat von honorigen Händen gewogen wurden.

Die Forderung wurde natürlich genehmigt.

Im Vorzimmer der Korpskneipe, in der das Ehrengericht stattfand, sah ich auf einen kurzen Augenblick Wimberg. Sein Anblick brachte mein Blut zu neuem Aufwallen. „Morgen früh um sechs!“ war mein einziger Gedanke.

Das Ehrengericht war etwas nach vier Uhr beendet — wie im Trab ging alles, fabelhaft kommentmäßig.

Als ich auf die Straße hinaustrat, fühlte ich mich plötzlich so vereinsamt, lebensferne, wie hinausgebannt aus aller Liebe. Der Gedanke an zu Hause war Schuld daran, dieser Gedanke, der aus heißem Herzen hinauf stieg ins Gehirn und dort mit kalter

Entschlußkraft niedergedrückt ward. Nicht d a r a n denken, nicht daran! Und alle Bitterniß aus geschürtem Empfinden warf sich auf Josephine. Wie ein Wutwirbel durchkältete es mich mit Haß gegen mein Liebsteß. Hoho, Feinsliebchen, warte; Du sollst auch Deine Bille haben, süße Turteltaube. Ins Herz will ich Dir speien, meine Solde, ins Herz, in dem jener Lump gefessen, den ich morgen wo anders hin befördern will, D e i n Wimberg. O scheußlich, scheußlich! Und ich raste in eine Poststelle und schrieb mit fiebernder Hand quer über ein Stück Papier folgende Gemeinheiten an sie, die ich noch jetzt auswendig weiß, da sie wie Gift sich in mein Gedächtniß äzten:

„Verehrte Maria Magdalena!

Können Sie sich noch auf den interessanten Jüngling mit Sommersprossen, Ringellocken, Glacker-Augen und Hafennase besinnen, ach, und mit dem braunroten, weichen Schnurrbart? Auf ihn, den blasierten, interessanten Don Juan und Faust in einer Person, hauptsächlich aber Vieh, wie ihr's alle am liebsten habt? Wimberg! „Fünfzig Mal,“ sagte er, — auf ein paarmal mehr wird's nicht angekommen sein. Er hatte recht, mitzunehmen, was mitzunehmen war. Morgen dürfen Sie den Daumen für Ihren fünfzig und einige Male Geliebten halten.

Richard — der zweite, dritte,  
wer weiß wie viele“.

Du siehst: ich war sinnlos geworden.

Als ich den Brief aber in den Kasten geworfen hatte, mit noch nasser Aufschrift, da überkam mich eine schmerzenstiefe Traurigkeit. Wie in einen dunklen Abgrund bodenlos gefallen schien mir aller Trost und alles Ziel. Meine Gemeinheit hatte ich erkannt, und, mit einem Male und ganz himmelsklar: i h r e Keinheit. Aber ich schrieb keinen zweiten Brief. Wozu? Ich war nicht weniger gemein wie mein Gegner, und so war's erst recht aus. In diesem Augenblicke hätte ich ihm meine Brust zum Ziele geboten und selbst zu schießen verzichtet. — Das war die tiefste Traurigkeit, die ich je erlebt. So schwer und ohne Uferwand der Hoffnung. Dunkel und leer. Der Kopf wüßt und das Herz elend, furchtsam und störrisch wie ein Verbrecher, so lief ich durch die Straßen. Nicht einmal gedacht habe ich daran, etwas aufzuschreiben für den Fall meines Todes.

Nur diese Last seelenerdrückender Selbstanlage und Verzweiflung heben und von mir werfen, weit, tief! Wäre ich ein Mensch des Mittelalters gewesen, ich hätte mich dem Teufel verschrieben — in unseren Zeiten tut bei solchen Gelegenheiten der Alkohol Teufelsdienst.

Morgen früh fünf Uhr mußte ich Bahnhof Friedrichstraße sein. Ich beschloß, die Nacht irgendwo in der Nähe zuzubringen. Ein Dienstmann hatte mir einen Bettel in die Hand gedrückt, auf dem ein Lokal mit „kavaliermäßiger Bedienung“ empfohlen wurde. Das war etwas für mich. Was

kann es kavaliermäßigeres geben, als einen Menschen vor Zeugen totschießen zu wollen, und *à banque* mit dem eigenen Leben zu spielen? Also in das kavaliermäßige Lokal.

Als ich in den „Salon“ trat, der in seiner plüschenen Eleganz sehr offenherzig an Bordelle erinnerte, gab der langhaarige Klavierspieler, ein heruntergekommener Student, wie es schien, gerade eine Melodie zum besten, nach der ich in irgend einer Posse den Text: „Du, Du, Du nur allein, Du, Du, Du sollst es sein“ habe singen hören, — es ist schon lange her, und ich war damals himmelblau und rosenrot umwölkt von taubenschwingenzarter Schülerliebelei. Die Melodie hier nahm mir für einen Augenblick den Schmerz und schenkte mir Wehmut.

Allerlei Vergnügungspöbel saß auf den Plüschpuffs und Divans herum, stumpfsimpelte, soff, gröhlte, lachte; feiste, offenbar auf Fettquilligkeit ausgesuchte Kellnerinnen in ausgeschnittenen Kleidern, dick beschminkt, mit Augenrändern von Talerumfang, meist der Frucht näher als der Blüte, leisteten die übliche Gesellschaft, womit der kavaliermäßige Charakter des Lokals sich schön bewährte. Ich setzte mich an den einzigen Tisch, der noch leer war, in eine Diwanecke, in der es muffig nach *Batschouli* (*Odeur de bordel* unter Kennern) roch. Über dem Diwan mit seinen Gerüchen hing ein Bildruck, der den alten Kaiser Wilhelm, umgeben von einem Kornblumenfranze, darstellte. Patriotismus und *Batschouli*, — na ja.

„Na, was trinken wir denn,“ sagte die Kellnerin, die auf mich zugeschwommen kam wie ein dickes Kanonenboot erster Klasse in Paradegarnitur.

„Porter.“

„Un für mich? Ich mag Wein lieber.“

„Mein'twegen.“

„Ach, wie ekelhaft. „Du, Du, Du nur allein, Du, Du, Du sollst es sein“ klapperte der unglückliche Mufensohn, und ich sang innerlich mit, in halb unbewußten, flatternden, drängenden dumpfen Empfindungen:

„Wenn ich — Dich — nicht hab'

Ist mir die Welt nur wie ein Grab, . .

Du, Du, Du nur allein,

Du Du . . .“

Josephine! Josephine! hob es sich in mir empor, schwellend und sehnsuchttrauertwütend; die Tränen wollten kommen. Da senkte sich der Speck meiner Hebe halb neben, halb auf mich nieder. Der Langhaarige paukte sein Walzerfinale herunter, die Kellnerin klang mit ihrem Glas an das meine. „Na, Schatz, trink' doch.“ Und ich trank, ich stürzte Glas auf Glas des dicken, braunschäumigen Bieres hinter, ließ mir die Angriffe, die meine kavalierrmäßige Bedienung auf meine Beine machte, teilnahmslos gefallen, und redete mich, nach und nach betrunken werdend, in wildes, galliges, gemeines Zeug hinein. Mary fand das offenbar „kolossal nett“, denn sie fraß mich fast mit ihren glitscherigen



Blicken, und wir waren beide bald im besten Schlammverhältnis miteinander. Ebenfalls betrunken werdend wurde sie so anschmierig, daß mich schließlich der Ekel aus dem Sumpfloch hinausdrehte. „Mein Hä—ä—erz! Mein Hä—ä—erz!“ gröhlte der Lastenschläger, als ich die Türe zuwarf und an der Uhr sah, daß eben 12 vorüber war. Wohin! Wohin! Halb müde, halb aufgereggt, lief ich planlos fast 2 Stunden durch Friedrichstraße und die „Linden“. — Die hautschmeichelnde Nachtkühle ver-  
scheuchte die Dämpfe der Berauschtigkeit, und es kam, wie von tief innen heraufklingend, Klarheit und Ruhe in Fühlen und Denken. —

Im Café Bauer ließ ich mir Schreibzeug geben und schrieb an Josephine. Inmitten der umher-  
fliegenden Nachtvögel beiderlei Geschlechts schrieb ich einen langen, langen, glühend-leidenschaftlichen Brief an sie. Was schrieb ich? Fast weiß ich's nicht mehr, aber es strömte wie Feuer aus meinem Herzen. Meine ganze Liebe und die ganze Qual dieser letzten Tage flossen zusammen in eine einzige Bohre. Verzeihung flehend lag ich zu ihren Füßen, Anie umklammernd bat ich um Verzeihung, — jetzt so im Staube, wie kurz vorher frech hoch auf dem hufdröhnenden Koffe der Brutalität.

Mehr und mehr geriet ich in einen Taumel. Ein Teil der alten Stimmung kam über mich, und ich schrieb zuletzt unter Tränen. Als ich zu Ende war, hatte sich das Café fast geleert. Die Kellner standen schläfrig an den Säulen und Wänden. Scheuer-

weiber kamen mit ihren Kübeln. Es war Zeit für mich, an die Bahn zu gehen.

Als ich aufstand, schwankte ich vor innerer Schwäche. Mir war zu Mute wie nach der ersten Nacht, die ich als Soldat auf Wache gestanden hatte. Das ekle, übernächliche Gefühl, ein fauler Geschmack im Munde, dumpfes Brennen im Kopf, Schwäche in den Gliedern: so ging der „Held“ zur Wahlstatt.

Mit einem Male trat jetzt auch das Kommende in Klarheit an mich heran. Bis jetzt hatte ich an die eigentliche Sache gar nicht gedacht. Alles war Strudel gewesen ohne festen Punkt. Nun, da ich dem Bahnhof zuschritt durch die menschenleere Friedrichstraße, die sonst dröhnt und braust von Lärm und Leben: da, mit einem Male stand es bildklar vor mir, was kommen mußte. Und ich fühlte (Du sollst es hören und wissen), — ich fühlte eine Angst tastend in mir aufsteigen. Ein lauerndes, widrig schwellendes, schnürendes Gefühl. Eine dunkle Macht schob mich langsam in immer gleichem Drucke ins Dunkle. Mir war's, als wenn meine innerste Seele den Atem aussetzte, und mein Blick kehrte sich in meine eigene Vergangenheit. Ah, all dies Streben nach einem Ziele, nicht immer klar bewußt, aber immer schwingenfertig, immer triebbewegt; ja, ja — dorthin, dorthin hast Du gewollt, und Deine Kraft, sie hätte gereicht. Warst Du nicht nahe? Und alle die Sturmglücksekunden, da Dein Herz in Liebe scholl und Dir selber ein Himmel war, und Du selber ein Gott in Fülle und Seligkeit! Ja,

liebefräftig warst Du und leicht zu heben im Herzschlag. Oft warst Du tot und verworfen und blind und gingst in der Menge, unglücklich bewußt Deines Falls, — aber in Schwall und heißer Wonne leuchtete so oft dann mitten im Tiefsten Dir eine Flut von Freiheitschöne ins Herz, daß Du hoch warst und allein, kräftig, groß, nicht herrschend, nicht beherrscht: einzig. Und dann wieder die wahre Liebe zu jeder Wirklichkeit, das Seligsein im Drange, zu vergehen im All! Du wä r st zur Wahrheit gediehen, zu freiem eigenem Sein, Du hättest Dich ausgelebt, — nun aber zappelst Du in der grauen Spinnewebe fremder Niedertracht und blöder Sitte, und die Spinne Tod wird Hirn und Herz Dir auslaufen. So, nur noch verworrener, aufbäumender und zugleich gedrückter waren die Empfindungen meiner Furcht. Ja, Furcht, nichts weiter. Den einen schüttelt's äußerlich, den andern innerlich. Zwischen hinein in diese delirösen Zudungen stach die selbsthöhnische Frage: „Feigheit“? aber mein brodelndes Empfinden verwarf sie mit noch lauterem, bittergellendem Hohn.

So langte ich auf dem Bahnhofe an. Niemand dort, außer meinen Zeugen, mir unbekanntem Korpsburschen, die mich mit alberner Gemessenheit begrüßten. Durch ihre befreundeten Blicke ward ich darauf aufmerksam, daß ich ziemlich derangiert aussah. Sofort regte sich in mir Stolz, wie stets, wenn Jemand von oben auf mich herabsieht. Das war gut. Mit meinem Selbstgefühl bekam ich Ruhe.

Beinahe mit Leutnantschnarren sagte ich: „Bardon, meine Toilette. Ich muß mich vor solchen Thosen immer etwas zerstreuen.“

Denke: diese Albernheit. Heut' schäm' ich mich ihrer, aber sie war diesen Braven gegenüber nicht unangebracht. —

Der Zug kam.

Wir stiegen ein und waren bald am Orte, von wo aus noch etwa eine Stunde zu gehen war.

Der Morgen war schön, frisch und hell.

Meine Begleiter, in einer Art feierlicher Toilette, schritten rechts und links von mir, und ich mußte daran denken, daß moderne Scharfrichter ihr Geschäft im Frack abmachen. „Ja nobel, nobel, nobel muß die Welt zu Grunde geh'n,“ sang die kleine Alara Siefert im Leipziger Stadtgarten-Tingeltangel. Weißt Du noch? —

Soll ich Dir schildern, wie die Vögel fangen? „Al Leben ist erwacht!“ Aber ich will zum Ende. Dies Wühlen in mir, jetzt peinigt mich's.

„Wären wir endlich da!“ dacht ich unaufhörlich. —

Als wir ankamen, fanden wir die andern schon am Plaze.

Wimberg ging mit dem Unparteiischen auf und ab.

Sein Anblick war mir eine heiße Stimulanz.

Los! Los! Los!

Alle die fürchterlichen, langweiligen Vorbereitungen, diese lächerlichen Scheinversuche zur Ver-

föhnung (hol' Dich der Teufel, Hund!), das Verlesen des mir sattfam bekannten „Pistolenkomments“, die endlose Zeit, die der, wie es schien, beständig mit Tatterich behaftete Unparteiische zum Laden der vier Pistolen brauchte, — unerträglich das Alles! Ich sah nur ihn. Diese hochmütige Hafennase, den braunroten Schnurrbart, diese ganze verhaßte, lange Figur.

Da begann der langbeinigste Sekundant zu springen, wie ein Känguruh, um die Entfernung zu messen. Na, na, nicht so weit! Mein Sinn für Komik regte sich. Wenn er einen Frack an hätte, — wie müßten die Schöße fliegen! Buterrot sah der Gute aus, wie er ausgehopst hatte.

Mein Sekundant gab mir die Pistole. „Aber Verehrtester, weshalb solche Kaninchenaugen dabei! Gerade wie unser Konrektor: halb furchtsam, halb dumm.“

Ich war absolut ruhig. Beinahe hätte ich „ähbäh!“ gesagt. Zu gelungen! Jetzt war mir auf einmal alles wurst und schnuppe. Also der Unparteiische würde langsam bis 3 zählen; zwischen 1 und 3 sollte losgeknallt werden.

Ich stand neben einem Baumstumpf. Darauf Moos und ein großer, brauner Pilz.

„Eins!“ (etwas heiser, gurgelig, gar nicht „schneidig“). In demselben Augenblick hob sich drüben Wimbergs Pistole und sein rechter Fuß trat vor den linken. „Zwei!“ — ffft! faust's an meinem rechten Ohr vorüber; ich drücke los, der Schuß ruckt

meine Hand zurück. (Ich hatte ganz unbewußt die Pistole gehoben: das Losdrücken geschah als „Reißer“, wie die Unteroffiziere sagen.) Herr Wimberg sank ganz gemächlich, und wahrhaftig: elegant in die Kniee. Der Korpsdiener nahm mir die Pistole, ich blieb bei meinem braunen Pilze. Die übrigen in bewegter Gruppe drüben. Na? Mein Sekundant kommt lächelnd herbei und sagt: „Nicht gefährlich. Fleischwunde. Ein paar Sehnen dabei. Wenn die Sache glatt heilt, kommt höchstens 'n bißchen Hinken dabei 'raus.“

Ich: „Ja, ist die Geschichte nun vorbei?“

Er, lachend: „Na, ich dachte. Stehen kann Ihr Gegenpaukant wenigstens innerhalb 4 Wochen nicht.“ —

Was ich dabei gefühlt habe? Gar nichts. — Augenblicklich fühle ich aber, daß es gut ist, diesen Riesenbrief zu schließen. Was noch kommt, ist melancholisch. Mich aber hat diese Schilderung in fast fidele Frivolität versetzt, denn zwischen dem heiserdumpfen: „Eins! — Zwei!“ lagen für mich die vergnüglichsten Momente jener Zeit.

Dein Richard.

Also das melancholische Finale, mein Lieber. Ich wills kurz machen. — Schon auf der Rückfahrt bis zum Bahnhof Friedrichstraße schüttelte es mich fieberisch. Ich mußte eine Droschke nehmen, und zu Hause fiel ich sofort ins Bett. Schilde, auf einen außerklinischen Fall chirurgischen Charakters hof-

fend, hatte in meiner Wohnung auf mich gewartet. Er war einigermaßen enttäuscht, mich in ganzbeinigem Zustand zu erblicken; mein Fieber indes entschädigte diesen eifrigen cand. med. ein wenig.

Ich fiel sofort in einen unruhigen Schlaf, in dem ich fortwährend farbigen Schlamm voll qualliger Blasen sah. Auf Genaueres vermag ich mich nicht zu besinnen. Nur einmal war mir, als ob Josephinens weiche Hand mir auf der Stirne ruhte und ihr Blick auf meinen Schlaf. Aber das war nur ein glänzender Augenblick, ein Sonnenhusch im Nebel. Dann quoll es weiter. Immer ein Rühren in blutigem Schlamm. Blasen gurgeln auf, langsam, tranig, bis an den Hals schwappt mir die ekelhafte Masse. Da, hell mit einem Male, maihell; ein sanftes, streichelndes Licht. Oh, wird der Traum schön! Ich sehe einen See mit Millionen kleiner Blätschertwellen, sonnenglückerbekrönt, und alle die klingenden Wellen auf mich zu: Millionen schwimmbewegte Amorettenarme, leiser Stoß nach vorn, leises Auswärtsbreiten, immer ein Umarmen der sonnenglückerbekrönten Flut, und zu meinen Füßen klirren die silbernen Wellen, spielen die Amoretten. Eine weich gültige Frauenstimme von ferne: mein Name, klingt sie näher? Kommt sie nicht mit dem warmen Winde, der wie ein seiden Tuch mir um die Stirne spielt? Und das Wellenklirren verflingt, die Amorettengrübchenarme verschäumen, der See ver rinnt in grünen Duft. . . . Da . . . ja Wiesen, Wälder . . . aber nicht doch?! . . wie ich träumte!

. . . sieht da die Wiese nicht aus wie mein grünes Sofa? . . . und der See davor mein Tisch mit seiner weißen Häfeldecke? . . . aber die Luft um die Stirn . . . und die liebe weiche Stimme. Langsam erwachte ich ganz. Josephine saß neben mir. auf meiner Stirn lag ihre Hand.

„Nicht gesprochen, Du! Ganz still sein!“

Meine Blicke fragten.

Und sie erzählte. Nur meinen ersten Brief, den schändlichen, hatte sie erhalten. Da war sie gleich nach Berlin gefahren.

„. . . Und Wimberg?“

. . . „Ja! . . .“

Ich schloß die Augen.

„Später, mein Richard. Jetzt mußt Du ganz ruhig sein.“

Und ihre Hand auf meiner Stirne beruhigte mich, und ich glaubte ihr und liebte sie in meiner Krankheit mehr als je.

---

Lange habe ich im Nervenfieber gelegen. Josephine war in der ersten Zeit Tag und Nacht an meinem Bette. Später ging sie tags ins Geschäft und kam erst abends. Wie sie mir da eigen erschien. So schwebend. Sie las mir vor und erzählte mir. Wenn die Genesungsmüdigkeit zu mir kam, ging sie.

---

Ich wurde kräftiger. Schon durfte ich auf Stunden außerhalb des Bettes sein. Jetzt saß ich im Fauteuil d'amour, und sie zu meinen Füßen.



„Josephine . . . warum hast Du mir nicht früher gesagt? . . .“

„Es war so häßlich, und ich wollte Dich nicht aufregen. Und auch mich nicht. So häßlich war's.“

Und langsam erzählte sie mir eine der Schmachgeschichten, wie sie zu Tausenden jeden Tag aufs neue sich in Berlin abspielen und aus denen zu Hunderten jeden Tag die Prostitution „neue Ware“ erhält. —

Max: Es tut mir sehr leid, daß ich jenen Salunten nicht besser getroffen habe. Wahrhaftig, ich hätte besser gezielt, hätt' ich seine ganze Lumpenhafte Gemeinheit eher gewußt. — — — — —

Ich war fast ganz genesen, da zeigte mir Josephine eines Abends einen Brief.

„Na, na, der Wetter aus Amerika?“

„Ja, lies nur.“

„Hui! Das ist ja eine Werbung in bester Form! Und Du . . .?“

„Ja, Richard, ich meine . . .“

„Josephine! . . .“

„Ja, ich muß ja sagen. Es ist das beste so. Zwischen uns ist's doch aus, und mich ekelts hier.“ —

Kurz und gut: Etwa zwei Wochen, bevor ich hier einrückte, ist Josephine auf dem Dampfer „Leipzig“ abgefahren. In ihrem Briefe aus Hamburg steht die Stelle: „daß ich Dich jetzt so innig lieb habe, wie früher, weißt Du. Aber so ist es das Beste, daß wir auseinander sind. Deinen Brief vergesse ich nun. In Berlin habe ich's nie gekonnt.“

Immer habe ich auch an W. gedacht, wenn Du zu mir sprachst, und ich habe immer einen Eckel an allem bekommen."

Und dann: „Ich habe so viel geweint die ganze Zeit, wo Du krank lagst, und war doch immer so glücklich an Deinem Bette, weil ich Deine Hand hielt. Aber nun werde ich nicht mehr weinen, aber ich werde immer an unser Glück denken."

Diese schlichte, treue Liebe, Max. — Und das alles vorbei, ein Traum voll Süßigkeit und wüstem Spuß. Er hat mich alt und kalt gemacht.

Wimberg hab' ich unter den Linden schon wieder spazieren gehen sehen. Er hinkte mit viel Grazie und Selbstbewußtsein. Wahrhaftig: wohl möglich, daß sein Geldentum jetzt wirklich ein paar Witwen ergattert.

Und das wäre der Humor davon.

Dein Richard.

## Die erste Mensur

Parodistischer Versuch im Tone des „Papa Hamlet“

Pinginginglinggg . . .

„Uff, hu, äh, gleich, aoooh!“

„Deitwel noch 'nein, machste gleich uff, Leib-  
fuchß?“

Zwei Beine stöbern nach zwei Filzschuhen auf  
einer schwarzen Decke aus Pudelfell. Ein Korps-  
band baumelt vom Nachttisch: rot-weiß-rot.

„Deitwel noch 'nein, kommste bald?“

„Ä — chft, ft, gleich, meine Pantoffel, ooo  
— chft!“

Ein Pantoffel schiebt sich an die Türe. Riegel-  
schnappen.

„Na, Donnerwetter, endlich!“

„'N morgen, Leibbursch!“

„Deitwel noch mal, mach fix. Ich gloobe der  
Kerl hat vergessen . . .!“

„Äh . . .?“

„Nee, nu schlag aber eener lang hin! Biste  
noch voll?“

„Nee, bloß ekligen Jammer.“

„Na, Donnerwetter, Du sollst doch heite  
loßgehn.“

„Herrgottsteufel, ja, Himmelherrgott, nee, warte, gleich, Deiwel noch mal, Herr . . .“

Prrst, prrst, schbstschst, pscht.

„Aah, aah!“

„Donnerwetter, spritze nich so.“

„Nee, nich so gute Hosfen. Haste keene alten?“

„Die da?“

„Na, die sin' eklig schäbig. Mal 'rin. Fix!“

„So!“

„Na, nu's Bierseil um, und e Stück Fuchsenband in die linke Hosentasche.“

„Ah?“

„Das hilft gegen Aneifen. Fertig?“

„Gloobe.“

„So komm'!“

„Aber Kaffee?“

„Mumpitz. Aber haste Noschern e altes Hemde geschickt?“

„Gestern.“

„Na 'rin, steig ein. Fort, Rutscher.“

Rum pum rakarakaka rum pum rum raka . . .  
„Also stramm Hochquart an“ . . . pum rakarak  
pum . . . „feste off'm Krug“ . . . rakarak . . .  
„Donnerwetter so 'n Rumpeln“ . . . ratterattatte-  
ratteratterarakak . . . „steile Terz“ . . . rumpelum-  
pumpumpumpum . . . „Hafenquart, so, bloß Hand-  
gelenk . . .“ tatteratattatta . . . „Gottverdamm-  
mich, hört das Gerumpel nich bald . . .“ rottottotto  
. . . „immer anschlagen, nich auslassen. Gott sei  
Dank, endlich die Chaussee.“

Rechts grün, links gelb, oben blau. Langsam im Sande.

„Leibfuchs, schläffste?“

„Nee.“

„Na so mach de Dogen off. Wir sin' gleich da.“

„Brrr!“

„Sup! Na fix 'n bißchen.“

„Du, ich möchte aber endlich 'was in 'n Leib.“

„Da, Portwein mit Ei. Bodega. Kraft in den Biceps.“

Stimmen von allen Seiten. Zigarrendunst legt sich über die Holztische und verschlingt die immer heraustönenden Worte:

Quart, Terz, Durchzieher.

„Koscher! Anbandagieren.“

Der Korpsdiener schleppt die Bandagen herbei.

„So, Herr Turm, nu, bitte, das Schafettchen runter und de Weste und's Hemde ooch.“

„Brr, kalt, ah.“

„So das Mensurhemde. Warten Se nur, ich mache alles.“

„Leibbursch!“

„Na?“

„Komm doch her.“

„Was denn?“

„Paß 'n bißl auf.“

„Woroff denn?“

„Na, so.“

„So, nu den Bauchschurz. Halten Se hinten den Riemen feste, Herr Turm.“

„Gott, o, enge. Man kann sich kaum bewegen.“

„De sollst Dich ooch nich bewegen. Stille stehn sollste.“

„Zui Deiwel, stinkt die Halsbinde. Ah, mir wird schlecht.“

„Deiwel noch emol, laß das gefälligst blei'm.“

„Was is denn das?“

„Blut Deiner Korpsahnen. A ganz besonders feierlicher Saft.“

„Gott, Sie wickeln mir ja den ganzen Arm zusammen. Ich kann ihn ja nicht mehr biegen.“

„Sollste ooch nich. Steif halten sollst'n.“

„Deiwel, is das ungemiedlich.“

„Schnell, Roscher, drüben sind se schon fertig.“

„Donnerwetter, Du, hat der Baumeister aber Arme!“

„Na, Deine jin ooch nich von Pappe. Man druff!  
. . . . So, nu de Baukbrille.“

„Au!“

„Immer feste, Roscher.“

„Nee, aber nu is genug. Ich sehe g a r n i s c h t ,  
g a r n i s c h t. Und mei Arm und mei Hals. So  
kann man doch nicht . . .“

„Stille biste. So, komm'. Schleppfuchs!  
Deiwel noch mal, wo rennste denn immer rum. So.  
Na los, off 'n Krux!“

Breitbeinig, Schritt für Schritt, fest den Riemen zwischen die Beine ziehend, steif den Hals in der dicken Lederbinde, wagerecht hinaus den rechten Arm mit dem Bauhandschuh, die Haare durchein-

ander langsam vorwärts. Schleppfuß stützt graziös den Arm. Der Testant untersucht die Klinge.

„So, auf den Krux. Hier bleibste feste. Koscher, de Sekundiermütze und den Speer für mich. So. Stehste?“

„Ja.“

„Kognak da, Koscher?“

„Eine ganze Flasche.“

„Also. Ah.“

Stwstwstwstwstwst.

„Gut, der Speer!“

„Herr Unparteiischer!“

Stwstwst . . . Stille.

„Wir bitten um Silentium für eine Partie auf Schläger, 15 Minuten, mit Binden und Bandagen.“

„Silentium für eine Mensur auf Schläger, 15 Minuten, mit Binden und Bandagen.“

„Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für den Ehrengang.“

„Silentium für den Ehrengang.“

„Bindet die Klingen! Sind gebunden — los! Halt!“

„Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für den ersten Gang.“

„Silentium für den ersten Gang.“

„Bindet die Klingen! Sind gebunden! Los!“

Ffft! fft! fft! ffft!

„Halt!“

„Herr Unparteiischer. Stehen sich die Baukanten nahe genug?“

„Ja!“

„Bindet die Rlingen! Sind gebunden! Los!“

Ffft, fft, fft!

„Halt!“

„Herr Unparteiischer! Ich bitte drüben auf  
Quartseite nachzusehen!“

„Ich finde nichts.“

„Herr Unparteiischer! Wir bitten um Pause.“

„Silentium! Pause für 2 . . . . ia.“

„Leibfuchs, das is 'ne ekelhafte Stopselei. Ich  
habe Dir doch gesagt: Hochquart, Durchzieher,  
Terz, Hafenquart. Wenn Du nu im nächsten  
Gang nich triffst, drehn wir Dich 'rum.“

„'n Kognak!“

„Koscher, den Kognak!“

„Aah, brr, aah!“

„So.“

„Silentium für den Fortgang der Mensur.“

„Bindet die Rlingen! Sind gebunden! Los!“

Ffft, fft, fft, depp, depp, fft, dep, d o p p !

„Halt!“

„Du, was roocht denn da drüben?“

„Silentium! Ein blutiger auf Seiten von  
2 . . . . ia.“

„Bindet die Rlingen! Sind gebunden! Los!“

Depp, depp, depp, d o p p , d o p p !

„Halt!“

„Herr Unparteiischer, wir bitten drüben auf  
Quartseite nachzusehen!“



„Deiwel Du, was ist denn das, mir läuft's ja ganz heiß über die Augen?“

„'n Lappigen Kreker oben.“

„Herr Gott, und wie der roocht drüben.“

„Hafenquart. So noch 'n paar, dann is recht.“

„Herr Unparteiischer, wir erklären die Abfuhr.“

„Silentium, Abfuhr auf seiten U . . . ia nach 4½ Minuten mit zwei Blutigen. Mensur ex.“

„Aach, aah.“

„Na, berühmt war's nich, Leibfuchs. Gestopfelt haste wie 'n schwindfüchtiger Fink.“

„Gott sei Dank, daß ich die Halsbinde . . .“

„Flinte! Na, wie is es denn drüben?“

„Nischt besonderes, aber Ohr is lädiert.“

„So, nu hier den Kreker zu!“

„O, o, o, o, o, o, . . . Deiwel . . . au doch!“

„Na, mer sin ja schon fertig. Bloß drei Nadeln. Nu de Gombresse.“

„Donnerwetter, Leibfuchs, jetzt siehste nach was aus! Und nach Jodoform stinkste, als wenn ich Dich abgestochen hätte. Nu kannst du och Kaffee trinken.“

„Aah! Schlp—hu, schlp—hu. Ah.“



Also: ich bin fabelhaft glücklich.

Woso? Höre!

Was ist mein Schatz? — Eine Plättmamsell.  
Wo wohnt sie? — Unten am Gries,  
Wo die Ffar rauscht, wo die Brücke steht,  
Wo die Wiese von flatternden Hemden weht;  
Da liegt mein Paradies.

Im allerkleinsten Hause drin,  
Mit den Fensterläden grün,  
Da steht mein Schatz am Bügelbrett, —  
Soiho! wie sie hurtig den Bügelstahl dreht!  
Gott! wie die Wangen glühn.

Im weißen Röckchen steht sie da,  
Ihre Bluse ist blumig bunt;  
Kein Nieder schnürt, was drunter sich regt,  
Sich wellentwöhlig weich bewegt:  
Der Brüste knospendes Mund.

Vorüber gehe ich allmorgens früh,  
Schau tief ihr ins Auge hinein,  
Da liegt meine Lust, meine Liebe, mein Glück,  
Die lachende Kunde: Komm' abends zurück, —  
Das Waschermabl ist Dein!

Kapierst Du, alter Junge? Merkst Du was?  
Na freilich, so obenhin mußt Du schon was riechen.  
Aber das sag' ich Dir gleich: einen richtigen Begriff  
kannst Du Dir nicht machen. Das geht über Theo-  
logenbegriffe.

Wie's geschah, daß ich sie kennen lernte? Zum  
Teil steht's in diesem herzverrückten Hurraliede;  
was fehlt, ergänze Dir aus dem folgenden, das ich,  
seiner blümeranten Handwerksburschenlied-Klang-  
farbe wegen, nenne:

## Smalten Ton:

Der Frühling kam, die Knospen sprangen,  
Da bin ich auf die Wiese,  
Ja Wiese,  
Alleine hinausgegangen.  
Ich ging allein  
Und kam zu Zwein:  
Mit einem holden Kinde;  
Das hab' ich geküßt auf den roten Mund  
Wohl unter der grünenden Linde,  
Dem hab' ich den Blick in die Augen gesenkt,  
Das hat mir seine Liebe geschenkt,  
Und hat mir gelacht  
Zum Lohn bei der Nacht,  
Zur Seite geschmiegt mir im Bette:  
Ein Waschermadl ist mein Schatz,  
Mein brauner, mein wilder, mein lustiger Schatz  
Und heißt: Jeanette! —

Ich denke, das genügt.

Ja, unter einer grünenden Linde war's. Bisher habe ich geglaubt, grünende Linden, Fliederlauben, Jasminbüsche und dergleichen seien bloß Ihrische Requisiten, die man Reims halber und weil sich dabei so was Liebes riechen und ahnen läßt, zwischen die Verse streut wie Rosinen in den Stollenteig, aber jetzt, mein frummes Gemüte, jetzt weiß ich's besser.

In der Tat: es existieren wirklich und wahrhaftig gute, liebesgnädige Dinge auf der Welt, und nicht weit von Oberföhring steht, (dös woaß i!) eine ganz reale Linde, von der ich es beschwören kann mit einem leiblichen Eide, daß unter ihr Zweie saßen.

(a bißl kalt war noch der Boden vonwegen der Frühlingsfeuchte) die sich abgeküßt haben und gepreßt, als ob sie zu nichts weiter da wären auf dieser schönen Welt. Und doch war es des einen lederne Pflicht, der beiden Rechte mannigfache Materien zu traktieren, und die andere (ich bitte Dich! daß es eine Die war, hast Du bemerkt?) und die andere hatte mindestens noch sechs Duzend Oberhemden zu bügeln.

O Du leichtsinnige Jugend!

Was waren uns sämtliche corpora juris mit samt allen Oberhemden der Welt! Schnuppe waren sie uns, mein Holder, wurscht und schnuppe. Nichts interessierte uns, rein gar nichts, als unser warmes Beieinander, das Beinanbein und Brustanbrust und Mundanmund und Muginaug. Nein Du: so ein Glück! So ein dummes, holdseliges Glück.

„Geh, moagst mi wirkli?“ sagt Jeanette. „Ja, freili, Mauserl,“ sag' ich, — und so was ist einem lieber als sämtliche Dialoge in sämtlichen Dichtern.

Mit welchem Axiom ich verbleibe  
Dein

Colline.

## 2.

M e n s c h !

Nein: nicht Mensch: Theologe! Jessas naa, was hast Du mir da für einen Brief geschrieben! Kerl: Du bist schnoddrig! Ja, schnoddrig d. i. „norddeutsch“. Ich soll Dir „etwas vernünftig“,

„klar“, „wie, wann und wo, und ohne Verse“ schreiben. Teufel auch! Vernünftig! Aber ich bin's ja nicht. Klar! Aber ich taumle ja in den lustigsten Wolken. Wie und wo und wann und ohne Verse! Aber ich kenne ja kein wie und wo und wann mehr und ich lebe ja in Versen. A, geh' weiter, Du langstieliges Ungeziefer. Laß mir mei Ruh!

Also kurz und gut: Jeanette und ich fressen uns noch immer vor Liebe.

Wochentags hat sie leider immer zu tun.

(Weißt Du: das Hemdenbügeln ist ein strengerer Tyrann als die Jurisprudenz.)

„I kann net!“ sagt sie.

„Warum denn nicht?“ sage ich.

„Weil i arb't'n muafß,“ sagt sie.

„A, laß mal die Hemden schwimmen!“ sag' ich.

„Du, dös geht fei net: wenn i do muafß!“

Was will ich da machen?

Ich laufe also nur so Stückchen zehnmal tags an ihrem kleinen Häuserl vorbei und freue mich, wie sie flott drauflos hügelt mit ihren fest runden Armen, und wie sie mich hell anlacht mit ihren braunen Augen. Aber abends! Ja dann! „In enger Kammer“ heißt das Lied:

Ein Bett, ein Stuhl, ein Tisch, ein Schrank,

Und mitten drin ein Mäd'el schlank:

Meine lustige, liebe Jeanette.

Braune Augen hat sie, wunderbar!

In wilden Ringeln hellbraunes Haar.

Rirschroter Lippen ein schwellend Paar.

Jeanette! Jeanette!

Am Fensterbrett ein Epheu steht,  
Durchs grüne Geranke die Liebe späht,  
Meine lustige, liebe Jeanette.  
Türe auf; da liegt mir am Hals das Kind.  
Allein wir beiden, es singt der Wind  
Das Lied von zweien, die selig sind.  
Jeanette! Jeanette!

„Sie selig sind . . . . !“ Ich dachte, das wäre  
wieder ein netter Brieffschluß.

Hurra!

Dein Colline.

3.

Also Du verzweifelst an mir, mein Säckchen. Na  
ich glaub's gerne. Und trotzdem bist Du „gespannt  
auf die Entwicklung“. Entwicklung? Nix wird  
entwickelt. Tra lirum larum leier, — 's geht halt  
alles seinen lustigen, leisen, lieben Gang.

Jeanette und ich, und ich und Jeanette, wir frie-  
gen uns nicht satt. Ja, — n' bißl gezanft haben  
wir uns schon, aber mein Gott, das ist bloß zur Ab-  
wechslung.

Sie: „Ah geh, Du bist a Fadling!“

Ich: „Was für'n Ding?“

Sie: „A Fadling bist.“

Ich: „Sooo?“

Sie: „Ja, recht fad bist.“

Ich: „Warum denn?“

Sie: „Warum gehst am Sonntag net mit  
mir auß?“

Ich: „Weil ich Dich allein haben mag.“

Sie: „Allweil alloan; dös is ma z'fad!“

Ich: „Möchst Du mit andern 'rum pouffieren!?“

Sie: „A geh! Sei net so trapft! A Musi mecht' i hörn.“

Ich: „Wo denn?“

Sie: „Woast . . . auf'n Löwenbraukeller, sagens, is gar so fidell!“

Na siehst Du, was will man da machen? Also gut: ich schleppte sie unter allerlei glockendes Volk in den Löwenbräukeller. Tags vorher aber machte ich vor lauter Sehnsucht „freie Rhythmen“, deren fragender, halbzweifelhafter Schluß übrigens dämlich unwahr ist, denn alle die schönen Dinge sind garnicht mehr zweifelhaft für mich.

#### M ü n c h n e r   K i n d l .

Du Münchner Kindl mit lachendem Blick,

Du runder Schneß, —

Willst Du mit Deinen braunen Augen  
Wirklich ins arme, schwankende, krankende  
Herz mir lachende, leuchtende, leichte  
Liebeslust senken?

(Schau, wie der Taumel des jauchzenden Herzens

Selbst meiner Rhythmen bedächtige Füße

Holtertipolter dahin läßt tollern,

Jungen ungeberdigen Böcklein

Gleich, voll unanständiger Liebe,

Statt, daß manierlich sie tapp tapp tapp

Wie die Lämmlein auf der Wiese,

Auf der Wiese voll Butterblumen

Deutscher Christ stille „wallen“.)

Ach, wie verheißungsboll, ach, wie verheißungsboll

Lodernd und üppig winken die Lippen Dein!



Welch' eine mollige Kaze Du bist!  
Ach so schmiegsam und warm und weich!  
Doch im Auge der Hölle heißestes,  
Flammendstes Feuer . . .

Morgen im Löwenbräufeller! Wie heimlich  
Woll'n wir zusammen vor'm Maßkrug sitzen  
Und von einem Rande nippen  
Nippen?! Hilf Himmel! Du Münchner Kindl!  
Nippen, — ja wohl! Nach Münchner Weise  
Kernig schluckend und häufig.  
Hol! Wie werden die Augen bliken!  
Heil! Wie werden die roten Backen  
Lustig glänzen, jußt wie die Backen des  
Wappenmönchleins, das bierselig  
über Monachias Tonnen wacht.  
Ach, wie freu' ich mich und wie hoff' ich!  
Denn wer weiß, — gar viel ist möglich  
Gott, wir sind amende zum Schlusse  
Ganz miteinander einig — Du weißt schon —  
Süßes, rundes, braunes, liebes,  
Allerliebstes Münchner Kindl,  
Und ich küsse die schwellenden Lippen,  
Küsse die braunen, blihenden Augen,  
Wühle im knisternden, schwarzen Haar und  
Und — — — — — usw.

Mein, wie ich's so abschreibe: Der Schluß ist verdammt verlogen, gerade als hätt' ich das Gedicht an ein Iyrisches Konventikel schicken wollen. Aber es kam mir so, ich weiß nicht, — mir war wirklich zweifelhaft zu Mute. Weißt Du: ich frage mich doch oft: Dieser süße, liebe, herzensgute Kerl . . . es geht doch nicht auf die Dauer. Ach was! Wie dumm, daß solche Spinneneffereien kommen. Aber

auch sie wird manchmal so feucht in den Augen und schluchzt sich mir an den Hals und weint und fragt:

„Gell, Du gehst net fort von Münch'n?“

„Aber Mauserl!“

„Ja, wennst ausgstudiert bist . .“

„Du! Das hat Zeit.“

„Aber gschehg'n tuats halt do' no'.“

Und da kann ich dann bloß „bufferln“, bis sie an nix mehr denkt.

Aber meine Gedanken kann ich nicht fortbufferln.  
Was tun?                                      Dein Colline.

#### 4.

Aber so was! Wie falsch hast Du mich wieder verstanden: Nein: so dumm ist Jeanette nicht, daß sie ans Heiraten denkt. Diese Münchner Madln sind gescheiter, als ihr euch in eurer norddeutschen Schulweisheit träumen laßt. Das sind geborene Realistinnen. Jeanette weiß, wie's kommt und kommen muß. Nur die Trennung, natürlich, weiß sie, wird schwer sein. Aber im übrigen gibt's da keinen blauen Dunst. Wir leben und sind glücklich: basta!

Im Freien sind wir am glücklichsten. Sonntags auf die Bahn, ins Schiff, an den Starnberger See, und zwar dorthin, wo's Dampfschiff nicht hält. Am liebsten ist uns da Sankt Heinrich, ganz hinten, mitten im Walde, bloß die Kirchturmspitze guckt über die Buchen- und Birken-Wipfel.

Ich bin bekannt dort, bummelte einmal zwei Monate lang da herum, nährte mich schlecht und recht von Kalbsbraten und Rindfleisch in absolut sicherer Abwechslung und war stets glücklich, außer wenn von Seeshaupt oder Ambach Fremde vorüber kamen. Innerhalb 6 Wochen war ich damals so ganz und gar verbauert, daß ich mich wunderte, wenn mich jemand „Sie“ nannte. — Jetzt kannst Du Dir hoffentlich denken, wie kolossal nett's dort ist.

Vorigen Sonntag war ich mit Jeanette dort. Bis Seeshaupt zu Schiffe, natürlich 1. Klasse. Jeanette sprach hochdeutsch und war riesig stolz darauf. Sie „hatte an ihr weißes Kleid, in dem so hold mein süßer Schatz mir schien“. Woher das Zitat, alter Bibelheiduk? Na wart, später kriegst Du das ganze Gedicht. Bin noch nicht fertig. — Also bis Seeshaupt. Gottvoll da oben auf dem Verdeck, mit ein paar Engländern zusammen. Jeanette benahm sich vollendet wie eine kleine Prinzessin. Durchaus duldet sie nicht, daß ich ihr die Hand drückte.

In Stt. Heinrich erregte unser Kommen Sensation. Meinem alten Wirt stellte ich Jeanette als meine Frau vor. Der Gute sah unsere Hände an und lächelte.

„Trauringe verfehlt!“ sagte ich.

„Woaf scho, woaf scho!“ grunzte er.

Mein Freund Sepp, der Knecht, von dem ich damals mähen und dreschen gelernt hatte, brüllte sein grandiosestes Lachen aus der Ecke.

„A grüß Gott Sepp!“ rief ich, „immer noch alleweil besoffen?“

Worauf er sehr treffend antwortete:

„I hoab die Ehr, den Herrn zu begrüßen.“

In dieser Umgebung legte Jeanette jede Spur von Hochdeutsch ab. —

Nachdem wir den ortsüblichen Kalbsbraten hinter uns hatten, schlugen wir uns in die Büsche, die dort liegen, wo der Weg nach Beuerberg führt.

. . . . .  
Es war sehr schön . . . . .

Jeanette im weißen Kleid zwischen dem fidelen Frühlingsgrün: superb! Wenn sie nicht anderweitig beschäftigt war, aß sie Brombeeren, d. h. wir aßen sie zusammen. Sie steckte die Hälfte in den Mund und die andere Hälfte biß ich ab. Das ist eine alte, allen Verliebten erbeigentümliche Angewohnheit. Römer, Chinesen, Tungusen, Hebräer: alle machen's so. Ich bin überzeugt, daß es auch irgendwo in der Bibel vorkommt. Willst Du nicht so gut sein und mal nachseh'n? —

Als wir uns genug ausgestrolcht hatten, bummelten wir wieder zurück. (Es kann nicht verschwiegen werden, daß Jeanette allerlei blaue, rote und grüne Flecken an ihrem Kleide hatte. Da sie aber vom Fach ist betreffs der Fleckenbeseitigung, so hat dies wenig zu sagen.)

Auch sonst sahen wir etwas verwildert aus, so daß uns der hereindunkelnde Abend sehr willkommen war.



Folgendermaßen nahm sich unser Heimgang,  
d. h. der Gang zum Dampfsschiffe nach Sees-  
haupt aus:

### S t e r n s u c h e n .

Der Tag war schön, die Liebe war heiß  
Im Heu, im Heu, auf dem Moos, auf dem Moos.  
Nun ist die Nacht gekommen,  
Das Dunkel still und groß.

Nun gehn wir beide Arm in Arm  
Nach Hause, nach Haus, durch die Nacht, durch die Nacht.  
Nun ist sie furchtsam geworden,  
Die hell in die Sonne gelacht.

„Koa Licht, Koa Haus, i fiercht' mi so!“  
— Aber Maus! Aber Maus! Sei gescheit, sei gescheit!  
Geh', mumm' Dich in meinen Mantel!  
Mein Mantel ist warm und weit.

In einem Mantel nun beide versteckt,  
So schreiten wir enge, so schreiten wir warm,  
Da steigt herauf am Himmel  
Der Sterne schimmernder Schwarm.

Jeanette sieht die Venus:  
„Geh' sag', wie hoast d e r Stern?“  
— Der Stern, Schatz, heißt Jeanette,  
Den hab' ich sakrisch gern.

Jeanette guckt zum Himmel:  
„I woasß jek', was i tu.  
I such' an recht'n wüasten,  
Der wüaste der bist Du!“

Und sucht und sucht und find't nicht.  
Geh', laß das Suchen sein,  
Die goldenen Sterne am Himmel  
Sind alle gleich schön und rein.

Doch wenn Du lange noch hinstehst,  
Werden alle vor Neid sie bleich,  
Denn Deinen Augen ist keiner  
An schimmernder Schöne gleich.

Nur Deine Sterne such' ich,  
Die sind so licht und klar,  
Weg'n meiner mag sich trollen  
Die ganze Gliberschar.

Das hat ihr wohl gefallen.  
Bald war'n wir am Halteplatz.  
Kein Mensch auf der ganzen Erde  
Hat so einen herzigen Schatz!

Ich hoffe, daß Du geschmackvoll genug sein wirst,  
dies Gedicht nicht zu kritisieren. Mir hat's un-  
sinnig viel Spaß gemacht.

Gehab' Dich wohl!

Dein Colline.

## 5.

Denke Dir, mein lieber, lustiger Theologe: Jeanette macht Verse! Ja, wirklich Verse, „Reimverse“! Eben kam Toni mit dem „Waschwag'l“ an meinem Fenster vorbeirasaunt, Toni unsere Grußbotin, die nebenbei die „feine Wasch“ ausfährt und sehr stolz ist, daß sich darunter sogar die Nachtjaden einer Gräfin und dito hochderselben Unterhosen befinden; und diese selbe Toni warf mir im Vorüberfahren folgenden Jeanettengruß ins Fenster (genau in Jeanetten-Schreibung):

### Gschtauzl.

Un di' mag i' buffeln  
Un di' mag i' gehrn'  
Du bist mir der Liawer  
Von all die scheene Herrn.

Du hast liawe Negerln  
Und gschmach bist fei recht  
Und Du hast a guats Herzerl,  
Aber an Schnurrbart hast fei net!

Na, guck mal die Bosheit an! Als Nachschrift:  
„Du hast mir a Bersl versprochen a!“ (Was  
übrigens die Rechtschreibung anbelangt, muß ich er-  
klären, daß Jeanette auf meinen Wunsch so schreibt,  
wie sie spricht. Oh, sie kann Hochdeutsch sehr schön  
schreiben!)

Wenn Toni zurückkommt, werd' ich ihr folgen-  
des „Bersl“ überreichen:

### Jeanettes Lied.

Keinen Leutnant will ich haben  
Zum Herzallerliebsten mein,  
Mein Liebster muß ein Studio,  
Ein Studio muß es sein.

Ein'n Krauskopf muß er haben,  
Eine rote Schmarre drein:  
Mein Liebster muß ein Studio,  
Ein Studio muß es sein.

Auf den Locken eine Mütze  
Von dunkelrotem Schein,  
Mein Liebster muß ein Studio,  
Ein Studio muß es sein.

Brav trinken muß er können  
Braun Bier und hellen Wein,  
Mein Liebster muß ein Studio,  
Ein Studio muß es sein.

Ein Schnurrbart muß ihm wehen  
Von den roten Lippen sein,  
Mein Liebster muß ein Studio,  
Ein Studio muß es sein.

Der Schnurrbart in der letzten Strophe ist natürlich Tendenzpoesie. —

Aber ist es nicht herrlich, so ein lieb' Mädels zu haben? Donnerwetter, ich muß Dir sagen: es gibt nichts Besseres, und paß auf, Junge: wenn ich ein gutes Examen mache, so ist bloß Jeanette schuld daran. Sie macht mich lustig, lustig zu allen Dingen, sogar zu juristischen. Ja, ich bin förmlich fleißig, alter Schwartenschwenker! Ich arbeite! Und alleweil fidel dabei! Daher geht mir denn auch alles lustig ein. Dinge habe ich in letzter Zeit kapiert, sag' ich Dir, Dinge, von denen ich es nie für möglich gehalten hätte, daß ich sie je intus bekäme.

Weißt Du, darin liegt's, was auch schon stud. jur. Wildfang Goethe gesagt hat: Nicht bloß liebels leis mit Augen, — Sondern fest uns anzufaugen — An geliebten Lippen. —

Wahrlich, wahrlich, ich sage Dir: so ist's. Gott, wenn ich an die allerlei Schweinereien denke, mit denen sich so viele „akademische Bürger“ herum und in den Sumpf quälen! Pfui Teufel!



Jetzt muß ich aber sehen, daß ich die Toni nicht verpasse.

Fidel bis zur Erschlaffung

Dein Colline.

6.

Schon lange, lange, lange, Lieber, habe ich Dir nicht geschrieben. Gott was hab ich in der Zeit zusammengeockst! Meine Korpssemester, mein Dienstjahr und alle sonstigen Bummelzeiten mußte ich in sehr kurzer Spanne cerebral abkasteien. Nun, nächstens 'rin ins Vergnügen; ich erwarte die Examinatoren kaltblütig.

Mit Jeanette setzte ich mich auf dünnere Diät, aber auch die bekam gut.

Das Mädcl ist so lieb!

Zur Erholung von meinen Rechtsmaterien übersehe ich, bloß dem Titel zu Liebe anfangs, und dann, weil's im Grunde so famos paßt, die „Jeanette“ von Béranger. Kennst Du's? Fi les coquettes maniérées usw. Ich verfuhr in Versmaß und Ausdruck etwas frei, dachte es ganz auf meine deutsche Jeanette um!

Zum Teufel mit all den zierlichen,

Manierlichen

Rosetten!

Ein ganzes Schoß ersetzt mir nicht,

Ersetzt mir nicht Jeanetten!

Jung und munter, frisch, gesund,  
Ist sie gar schmiegsam und biegsam und rund,  
Hei! wie ihr Auge in Flammen brennt!  
Freilich, die Bräuen schreien kläglich,  
Daß ihr Busen, allzubeweglich,  
Keine Niederschranke kennt, —  
Doch für die Hand, die zärtlich ihn preßt,  
Ist das ein Unglück, das tragen sich läßt.

Oi, wie graziös, wie flott, wie fein  
Ist doch mein Schätzchen. Nichts schüchtert es ein.  
Welch herrliches Herz! Wie fröhlich lacht's!  
Freilich sagt sie auch gerne was Dummes,  
Und ihr Mäulchen, — ach, selten ist stumm es,  
Aber zum Teufel! Ich frage, was macht's!  
Denn, was ihr sagen auch mögt miteinand',  
Wunderbar fein ist Jeanettens Verstand.

Geh'n wir abends zusammen aus,  
Sind wir bei Freunden zu fröhlichem Schmaus,  
Stecht sie mit Tollheiten alles in Brand.  
Herr des Himmels, wie weiß sie zu singen,  
Was für Lieder zum Vorschein zu bringen!  
Rein ist die Stimme, der Ton brillant!  
Auch im Trinken nicht bleibt sie zurück,  
Schluckt von Jedem ein tüchtiges Stück.

Schön in Liebe und lachender Lust  
Schnürt sie sich nicht die lebendige Brust  
In ein Nieder, mit Seide bedeckt.  
Unter einfachem Tuche und Bannen  
Hebt sich ihr Busen, und traulich da drinnen  
Liegt das fröhlichste Herzchen versteckt.  
Und wenn ich wühle in ihrer Frisur  
Schadets nicht viel, denn es ist halt Natur.

Aber zur Nacht erst sie ganz mir gehört . . .  
Da ist kein Schleier, der hauschig mich stört,

Keine versagende Seufzelei:  
Nein, mit Armen, die feurig pressen,  
Und mit Küssen schier unermessen,  
Saugt sie die seligste Luft herbei.  
Oa, wie in wonnigen Taumel verzückt,  
Decken und Kissen im Bett sie verrückt.

Zum Teufel drum alle die zierlichen,  
Manierlichen  
Koketten!  
Millionen Schok ersetzen mir nicht,  
Ersetzen mir nicht Jeanetten!

Und ein Hurrah! ruf ich noch höchst persönlich  
diesem Trumppfreim nach.

Und doch wird's nun bald zu Ende gehn.

Jeanette weiß es wie ich, und in ihren Umklam-  
merungen liegt so schwer und schwach mehr und  
mehr Abschiedsangst.

Wie sie mich manchmal anschaut, so flehend, fra-  
gend: Wie lange noch?

Aber sie weiß mit lachendem Herzruß die Schwere-  
mut abzuschütteln, und ich glaube fast, mir wird's  
schwerer sein.

Ich wollte nur d a s Dir aussprechen, Du lieber,  
guter, aufnehmender Freund!

Lebewohl!

Dein Colline.

7.

Aus is! Aus is! Ach, Du mein Lieber, —  
„ja das Exmatrikulieren ist ein böses Ding, ja, ja!“

Nicht von wegen der Examina, die sind vorüber, und ich bin nun glücklich Referendarius mit 1,50 Pfg. Federgeld vierteljährlich. Aber das viele Schöne, Freie, von dem man Abschied nehmen muß.

Jeanette...! Mein lieber Marcel, es war ein derber Auf, wie zwischen uns Zweien das blutrote Liebesband zerriß. Dummer Ausdruck das. Aber mir ist's so. —

Sie hatte es lange vorher gemerkt, als der Tag kam. Nie sprach sie davon, aber ihre Zärtlichkeiten taten weh. Wir hatten uns auch versprochen, nicht darüber zu reden. Aber der Zufall störte uns. Eigentlich war er komisch, dieser Zufall.

Eines Abends sitzen wir beieinander, und Jeanette war ausgelassen wie ein Sperling; wir dachten wirklich gar nicht an diese verfluchte nächste Notwendigkeit. Da „klopp klopp klopp“. „Herein!“ Und es erscheint Herr Haber Wambsgans, mein Schneidermeister, mit dem Examenfrack. Wie ein heiliges Kleinod trug er den verdammten schwarzen Leibrock und konnte sich natürlich nicht verkneifen, Segenswünsche zu deklamieren, denn er ist stolz darauf, daß er die Bestimmung dieser Art Garderobe kennt. Kaum er 'raus, da purzeln ihr auch schon die Salzwasserkugeln über die Backen. „Aber Mause! Geh' laß das Heulen!“ Aber sie legte ihren Kopf an meine Brust und schluchzt und schluchzt, und es will gar nicht mehr aufhören, das Rinnen und Gießen. Ich stellte ihr vor, daß ich ja

durchfallen könnte und daß der Grad kein Beweis sei und alles Mögliche noch.

„Naa, naa, mach koa' Sprüch. I geh'.“

Und sie lief mir heulend davon.

Seit sie den Grad gesehen, war's aus. Keine Gemütlichkeit mehr. Immer lauerten Tränen. Wir waren ganz fidel manchmal, — da streift ihr Blick den Kleiderschrank, wo daß schwarze Maß hing, und: futsch ihre Heiterkeit: Schluchzen und Weinen.

Dann wieder, kurz vor dem Termin, Umschlag, Ruhe und denke Dir, womit sie mich am Tage vor dem Examen überraschte. Sie erschien mit einem Paket.

„Ja, was hast Du denn da?“

„I hab Dir Dei scheens Hemmad biegelt, dös mit Bleameln vorn, . . . für Dei Examen.“

Mensch! Mensch! Da hätt' ich fast geheult . . . Das gute, gute, liebe Kind!

Welch eine Kanaille an Undankbarkeit müßte ich sein, könnte ich sie je vergessen. — Wie rührend war ihr Abschied. Fast kein Wort, aber in jedem Blick, in jedem Druck und Anschmiegen so viel stille, große Liebe. Dieser Ganzheit und Wahrheit gegenüber kam ich mir schlecht, lügenhaft, gemein vor.

Und doch wieder dieser starke Wirklichkeitsinn, dieser kräftige Tatsachenmut.

Sie zeigte ihn mir offenbar geflissentlich, die Liebe, Gute, damit mir ihr Schmerz nicht Trauer machen sollte.

„Pfüati God!“

Wie schön, dieses Abschiedswort. Auch ich sagte so, und unsre Augen tranken sich noch einmal. Oh diese großen, braunen Waschmadlaugen! Ich weiß, jeder Gedanke an sie wird mich beglücken. Sammetweiche Fraulichkeit und kindliches Blicklauschen und der lebendige Gladerschall Übermut. —

Jeanette! Du Meine! Meine!

Ich kann Dir nicht sagen, wie mein Sehnen sich zu ihr hebt und mein Dank, Dank! Dank!

Ich bekomme übrigens keine Briefe von ihr und schreibe ihr keine. Nur, wenn wir heiraten, wollen wir's uns melden. So ward's beschlossen „unter unf'rer Linde“.

Dein Colline.

## 8.

(B r u c h s t ü c k.)

. . . Und nun noch eine Mitteilung: das Leitmotiv von früher, Jeanette, klingt auf. Daß sie geheiratet, schrieb ich Dir wohl vor langem schon. Und nun denke, denke, gestern teilt mir die kleine Frau Stöpfle (Spezereitwarenladeninhabersgattin) das erste „kleine“ Ereignis mit. Und wie fidel sie's tut! Sie ist der lustige, liebe, gute, humorvolle Kerl von früher geblieben, offenbar. Sie schreibt auch, mir zur Liebe, im „Leheldialekt“: „Und woast, wia mir den Bub'n 'tauft ham? G'wiß moanst auf Dei Nama? Noan Schein! Viel scheenere Namen hat er: P a n k r a t i u s S e r v a t i u s.

Woast, dös san d'Heilig'n vom 12. und 13. Mai.  
So recht g'nau hab' i 's nimmer g'wußt, war's am  
13. oder am 12. Mai, daß wir uns zum ersten Mal  
g'sehn han, drum hab' i eahm glei' alle zwoa Nama  
gehni, daß net g'fehlt is aa! Mei Alter hat freili a  
bißl g'schaugt."

— — — — —  
Dös glaab i aa! Pankratius Servatius Stöpfle!  
Dein Colline.

## Die Mondmarie

Der Doktor, der Amtsrichter, der Redakteur und der Major saßen beieinander in ihrem „abonnierten Zimmer“. Es war der „Tag ohne den Pastor“, der Sonnabend.

„Einmal in der Woche, schwebrett, muß man doch ein vernünftiges Wort reden dürfen,“ hatte der Doktor gesagt, und so hatte man den „Tag ohne den Pastor“ eingerichtet. Während Hochwürden Ewald drüben in seinem Zimmer auf und ab memorierte (man sah zuweilen seinen Schatten hinter dem grünen Rouleau), saßen hier im „goldenen Fässel“, dem Honoratiorengasthaus der schlesischen Kreisstadt F., seine bösen Freunde und sprachen von der Welt und ihrer Lust. Aber nicht im Tone des Wüstenpredigers.

Gestatten Sie, verehrteste Leserin, daß ich Ihnen die Herrschaften vorstelle.

Hier Herr Doktor Rudolf Windler. Sehr viel Frauenpraxis. Viel angeschwemmte Höflichkeit, aber ein böses Maul im engeren Kreise. Er reitet gerne auf dem Vorstentiere ins Reich der eindeutigen Zweideutigkeit.

Daneben Herr Dr. Georg Holinger, Amtsrichter.



Jurist wider Willen, daher ein saures Hirn. Aber ein freier, scharfer Kopf und eine vornehme Seele. Er hört mehr zu, als daß er selber spricht.

Drüben Major Wendsattel. Ein kleiner, fester Kerl, soldatisch stramm äußerlich und innerlich. Aber er hält es nicht für Offizierspflicht, in allen nichtmilitärischen Dingen borniert zu sein. Er ist sogar Abonnent einer literarischen Zeitschrift, weshalb die Leutnants im stillen „Wiße“ über ihn machen. Und neben ihm schließlich: Herr Redakteur Gerwender. Nicht einmal Doktor. Ja, gesteh ich's nur offen: nicht einmal Redakteur. Man nennt ihn nur so, damit er wenigstens eine Art von Titel habe. In Wahrheit ist er bloß — Dichter. Schreibt Romane. Der Teufel weiß, was für welche. Lebt in der guten Stadt F. wie ein Fremdling. Der Herr Amtsrichter hat ihn als ehemaligen Universitätskameraden am „akademischen Tische“ eingeführt, aber nur für den „Tag ohne den Pastor“. Denn Gerwender ist ein böser Christ, der nicht einmal pro forma in die Kirche geht. Zur Literatur von F. kann er nicht gerechnet werden, denn er schreibt weder am „Reißblatt“ mit, das von einem Buchbinder redigiert wird, noch gehört er dem „poetischen Kränzchen“ an, das unter der Leitung des Herrn Schulrektors „ausgewählte Stücke der besten Klaffiker mit verteilten Rollen“ liest.

Also diese Herrschaften saßen im „goldenen Fäßel“ beieinander, tranken dickes Kulmbacher Bier und rauchten Zigarren; der geizige Doktor Windler

so schauderhafte, daß selbst die gipserne Germania mit dem drohend erhobenen Schwerte ein Gesicht schnitt. Vielleicht schnitt sie's auch ohne diese Zigarren, gleichviel, aber es sah gräßlich aus, wie sie die Oberlippe rümpfte.

Der Amtsrichter, der für die Kreisstadt F. vielzuviel Geschmaç hatte, wollte schon längst diese Gips heroin abschaffen lassen, aber das hätte einen unpatriotischen Eindruck gemacht. Auch hätte dann das Pendant zu dem großen Bierkrüge gefehlt, der die Form des Niederwalddenkmals hatte, weshalb man nicht aus ihm trinken konnte.

Der „Redakteur“ litt besonders unter des sparsamen Mediziners Kreisstadtzigarren. Er bot ihm also eine der seinigen an. Dabei sagte er: „S' ist eine Östreicher, Regalia Favorita heißt sie feierlich und offiziell. Ich nenne sie „Mondmarie“.

„Mond . . . wie?“ fragte der Amtsrichter.

„Mondmarie, — ja. So 'n Einfall. Zur Erinnerung an eine merkwürdige Geschichte, die ich mal erlebt habe. Oder auch nicht merkwürdig. Nur eigen. Ganz eigen. Wenigstens für mich.“

„Also dann los mit der Geschichte!“ kommandierte der Major.

„Ja, wenn es Sie nicht langweilt? Mir macht's schon Spaß, sie zu erzählen. Ich wühle gerne in alten Schatullen. Es war in Salzburg.“

„Oh, Petersteller!“ himmelte der Doktor, und auf seiner dicken Unterlippe lagerte es wie ein öliger Glanz tofajriger Erinnerung.

„In der Tat: Petersteller! Dort hub's an. Ich war von Wien gekommen. Eine Ferienreise. Irgend jemand muß mir damals Geld gepumpt haben. Ich war nämlich noch Student.“

Der Amtsrichter grinste.

„Du nicht, Verehrtester. — Also ich war in Wien gewesen, wo mir die oberste Galerie des Burgtheaters außerordentlich gut gefallen hat. Da waren nämlich so saubere Hascherln von Mädeln . . .“

„Bitte keine realistische Lyrik, Herrmann!“ rächte sich der Amtsrichter.

„Fällt mir nicht ein. Aber ich muß doch erzählen, wieso ich nach Salzburg kam, aus welchem Milieu und in welchem Stimmungszustande.“

Der Major: „Ganz recht. Sie hätten das von Wien ruhig ausmalen können.“

„Nein, nein. Wehe dem, der Misogynen Ärgernis gibt! Ich fange also mit Salzburg an. Denken Sie: es regnete nicht! Drei Tage lang. Ich war selig dort!“

„Im Petersteller?“ witzelte der Mediziner.

„Nein, auf dem Gaisberge, bei den Kapuzinern und auf dem Festungsberge. Nichts Schöneres habe ich noch gesehen als von da oben, nicht weit von der Feste Salzburg, von einem Aussichtspunkt herunter; ich weiß nimmer, wie er heißt. Es ist mir nur ein Vers in der Erinnerung geblieben, der dort irgendwo angeschrieben stand!

„Die Kellnerin, die gute Seel',  
Tränkt wie Rebekka die Kamel.“

Es ist nämlich eine Restauration dabei, und ich erinnere mich eines österreichischen Feldwebels, der dort mit Stolz erklärte, in der „blauen Gans“ geboren zu sein, worüber alle lachten.

„Zur Sache, wenn's beliebt,“ rief der Amtsrichter.

„Ja doch! Aber ich komme nicht los von da oben, wenn ich daran denke. Links sieht man da den Gaisberg mit seiner vasallisch zu ihm aufblickenden Umgebung, und die Salzach silbert an seinen Füßen und wirft ihre Wellen in dies Sonnengold und es ist ein Glänzen in der Schönheit der Natur. Und gleich, nahe daran, die alte Stadt, ein paar Duzend goldener Kreuze aufreckend aus ihrem Gassendunkel in den strahlenden Himmel, schattengeborgen im Schutze der alten erzbischöflichen Zwingfeste mit ihren Türmen, Giebeln, Erkern, Toren, Zinnen. Wie ein grauer, breiter Mauer Schild hebt sich diese Bergfeste aus dem Gewinkel des zusammengetrochnenen Ortes. Aber grün umbucht von unten auf, und dahinter, über ihr, weit, wunderherrlich weit, im weißblauen Schimmer, schroffig, zackenscharf das Gebirg. Rechts aber, über durchleuchtetem Baumgrün nähere Berge, und wendet man sich um, geht der Blick in hügelwelliges Land, das flach sich in Ebene dehnt . . . . Aber das läßt sich ja nicht schildern.“

Der Amtsrichter: „So schildere es auch nicht.“

Der Doktor: „Ja, und wann kommen Sie eigentlich in den Peterskeller?“

Der Major: „Den Herren Zivilisten scheint es schlechterdings unmöglich zu sein, ihren Zungen mal auf ein paar Minuten „Stillgestanden“ zu kommandieren. Lassen Sie unsern Dichter nur seinen Stimmungsanlauf nehmen.“

Der Doktor: „Ja, aber die Mondmarie? Die Zigarre ist übrigens gut.“

„Ja . . . die Mondmarie . . . Also kurz! Aber fast . . . ich weiß nicht . . . Sie dürfen sich auf nichts Spannendes gefaßt machen. Es ist ein ganz simples Abenteuer. Ein bißchen abenteuerlich schon. Aber ich weiß nicht, ob ich das so herausbringen kann, denn vielleicht ist das Abenteuerliche in der Geschichte bloß für mich enthalten. Wissen Sie: persönliche Stimmungssache.“

Ich sagte schon, daß ich damals noch Student war. Dreiundzwanzig Jahre. Keine Sorgen auf dem Buckel. Alleweil fidel. Ich konnte stundenlang unterm blauen Himmel wandern und nichts tun; nichts, nichts, als an ein paar Reimen lecken, die mir durch den Sinn flogen und mir süßer schienen als aller Honig des Hymettos, den uns ehedem unser Konrektor so verzückt gepriesen, als hätte er ihn selbst gekostet. Ich dichtete den ganzen Tag und schrieb kein Wort. Ich sah in den Himmel und guckte dabei in mein Herz. Ich konnte mein Gesicht in die Halme der Juliwiese vergraben und den Erdboden küssen und dabei rufen: „Ich liebe Dich! Liebe Dich! Liebe Dich!“

„Wen denn?“ fragte der Doktor.

„Ein bloßer Mädchename machte mich innerlich stammeln vor Seligkeit, und ich habe damals viele Bäume umarmt. Ach, und in die Sonne war ich verliebt! Du! Du!! Du!!! habe ich zu ihr hinauf geschrieen. He, Du Goldene Du! . . . Ach! — Aber wenn es regnete, ging ich gerne trinken. Dann guckte ich ins Glas und war ganz stille. Nur die Berse rumorten. Und dann schrieb ich mir auf, was hängen geblieben war aus den goldenen Tagen. Es stieg aus mir heraus und ließ sich nochmals genießen, indem es geboren wurde zum Gedicht.“

„Poesie ist also gleich Genußwiederkäuen?“ fragte der Amtsrichter.

„Wenn Du es rauhbeinig ausdrücken willst: ja. Bei mir wenigstens. Aber . . . also . . . Ja so denn! Es war so ein Regentag gekommen. Um fünf Uhr nachmittags hatte es angefangen. Ganz leise. In Spritzern wie von ungefähr. Dann waren seidene Fäden drauß geworden. Dann schleierte es hellgrau herunter. Und ich ging in den Peterskeller. Der Doktor mag erzählen, wie heimlich schön es da unten ist. Nein? Sie wollen nicht?“

Und der Doktor: „Nee. Erzählen Sie nur weiter.“

„Gut. Aber vom Peterskeller kann ich nicht viel sagen. Ich saß und saß und trank und trank. Ruster Ausbruch. Er ist dort nicht so medizinal, so dick und rekonvaleszentenweinemäßig, sondern schier leicht und linde. Mir kam er ganz ungefährlich vor, wie ein biederes Weinchen, in dessen Seele keine

Fallen liegen. Ich gab mich seiner Liebenswürdigkeit furchtlos und treu hin. Gell, Du bist nicht schlimm, sagte ich zu ihm und er erwiderte: „S bewahre, nimm mich nur, Bruder, nimm mich an Dein Herz. Ich kenne keine Lücken.“ Und ich nahm ihn an mein Herz, ach, so häufig und, ach, so andauernd. Es war ein Seelenbund.“

„Verflucht,“ sagte der Major, „und wir müssen Kulmbacher trinken.“

„Aber der Bursche war perfid. Gemütlich war er in mich hineingetrochen, ließ sich wohl sein in traulichem Gespräch mit meiner Seele, kareffierte sie, wie ein Student seine Sonntagnachmittagsliebste, und schau da: hopp, hopp, puff — mit einem Male hatte er sie unter und war Herr und Gebieter, zügellos, brutal. Sie sagte nicht mehr maff.“

In diesem Zustande befand ich mich, als ich vor dem Petersteller stand. Weiß nicht, wie ich herausgekommen bin. Weiß auch weiterhin fast nichts mehr. Nur dies: ganz dunkel war die Nacht, wie feuchter schwarzer Sammet. Das Wasser lief kluckend mir zu Füßen in tausend Rinnsalen. Ich fühlte vorübergehend Lust, mich direkt in eine Pfütze zu legen. Dann sah ich ein Licht. Da oben links. Gaslaterne? hin! Es war ein Weg zwischen zwei Gartenmauern. Ich lehnte mich an eine und griff in dichtes Rankenwerk. Da streift etwas an mir vorbei, schiebt mich fast auf die Seite. Na? Es kommt zurück, und eine Hand faßt die meine. Und nun: schwarz, schwarz, schwarz alles. Ein Schlund

hat mich verschluckt. Ich weiß nichts mehr. G a r . . . n i c h t s."

Der Major, der Doktor, der Amtsrichter unisono: „Na? . . und? . . was?“

„Der Ruster war auf meiner Seele zum Teufel geritten, und der Teufel nur weiß, was mit ihr geschehen.“

Der Amtsrichter: „Halt uns nicht zum Narren! Was war's!?“

„Weiß ichs?! Am nächsten Morgen, nein! am nächsten Nachmittag, so etwa um vier Uhr erwachte ich. Bei Gott: in einem Bette. Aber wo denn? Wo? Was ist das für ein Zimmer? Was sind das für grüne Vorhänge da? Ja, . . ich . . was ist denn eigentlich . . . alle Wetter, habe ich denn den Verstand verloren? Was war denn gestern . . . Gestern? Da klopft mich das Salzburger Glockenspiel ins Bewußtsein. Richtig! Salzburg! Ja freilich: Das ist ja mein Zimmer im Europäischen Hof. Aber gestern, gestern? Was war denn? Ich blicke um mich: mein Gott! Da liegen meine Sachen, wie aus einer Lehmgrube gezogen, dick bedeckt, wirr in der Stube herum. Wenn ich nur wüßte, was gestern . . . Mein Kopf ist leer und dumpf. Ich klingele den Hausknecht herauf. Er kommt und lächelt ganz sonderbar.

Ich blicke nur fragend auf meine Kleider.

Und nun erzählt er mir: Früh um drei Uhr habe ich ihn herausgeklingelt, er hat das Tor geöffnet, und ich bin ihm wortlos an die Brust ge-



funken. Dann hat er mich in mein Zimmer getragen. Weiter mußte er nichts zu melden, las meine Kleider auf und ging.

Noch immer hatte ich keine Ahnung. Ich machte die Augen zu und fragte höflich, aber dringend in mich hinein: „Bitte: was ist geschehen! Nu, wirds bald!?! Was war los! Gestern! G.e.f.t.e.r.n!“ Keine Antwort. Ich mache die Augen wieder auf. Hallo! Da liegt meine Briefftasche. Wie in einer Eingebung greife ich darnach, mache sie auf, blättere sie um, nach dem Geldfache zu, — da: Zeus Kronion mit tausend Blicken, schreckende Helle einen Augenblick, und ich sehe folgendes Bild: ein offenes Fenster, ich in einem Lehnstuhl, vor mir ein junges Weib im Unterrocke; das Hemd ist ihr über die rechte Brust heruntergefallen, und ich sehe auf dieser Brust in einem grausilbernen Zwielfichte ein kleines, braunes Muttermal in der Form eines schmalen Halbmondes, und im selben Momente rufe ich aus: Mondmarie! . . . Mausethafen! . . . Aber pardauk war es auch vorbei mit aller Helligkeit. Dunkelpste Dunkelnacht. Nur, wie im Dämmer, das Gesicht eines kleinen Mädchens . . . Es verschwindet, ich sehe nach . . . Weit zurück, weit, weit . . . Ja, Du lieber Gott: da bin ich ja in meinem Institute . . . Mondmarie! . . . Mausethafen . . . ! . . . ? . . . Ah, ah, ah so! So! So! Ist das denn möglich? Ist das denn . . . ? Aber freilich! freilich!“

Der Major: „Entschuldigen Sie! Es ist un-

möglich zu verstehen, wo das hinaus will! Was heißt das: Mondmarie! Mausehafen!"

„Lassen Sie mich nur! Lassen Sie mich! Ich muß erzählen, wie ich es damals empfand und sah, aus Nebeln heraus und dann heller, und dann klar. Also das kleine Mädchen . . . Richtig! Richtig! Die Marie vom alten Doktor Kannert! Freilich! Freilich! Und so war die Geschichte gewesen! Wir hatten, der dicke Hofmann, Kapellmeister Mehlers Otto und ich, eine Woche Ferienabzug bekommen im Institute, irgend welcher Dummheiten wegen. Wir waren damals etwa 10 Jahre alt. Es war im Juli und sehr heiß. Da waren wir, weil es wenig Aufsicht gab, herunter gekrochen in den Baderaum, hatten das große Bassin voll Wasser gelassen, und nun die Sachen aus und hupp hinein. Das Bassin, für warme Winterbäder berechnet, lag im Souterrain. Das Licht kam durch Milchglasfenster. Daß die im Sommer auf waren, hatten wir gar nicht bemerkt. Und nun unser Schreck, wie wir so herumplätschern, und auf einmal ruft jemand durchs Fenster herunter: He, Ihr, was macht Ihr denn da? —

Der dicke Hofmann tauchte vor Schreck gleich unter, Mehlers Otto und ich aber ließen wenigstens die Köpfe noch an der Luft und starrten in tausend Ängsten nach oben. Ach, da stand ja Doktor Kannerts Marie oben! „Fort!“ rief ich, „Fort! Daß 's niemand merkt! Wir dürfen

ja nicht!" Sie aber (sie sprach richtiges Dresdnerisch): „Derf ich e bißl 'runter gomm zu Eich??“

„Duuuu?“ sagte der emporgetauchte dicke Hofmann. „E Määdchen?!“

Und sie: „Neja, warum denn nich? Ich gomme!“ Und richtig, da war sie auch schon.

Wir saßen zusammengekauert alle drei auf dem Boden des Bassins und kicherten sie an. Sie machte aber ein ganz ernsthaftes Gesicht und sah uns der Reihe nach an mit einem wunderlichen, oder soll ich sagen: wißbegierigen, besser noch: wißgelüftigen Blicke. Dann sagte sie plötzlich: „Darf 'ch mich ausziehen?“

„Neja, wenn Du willst,“ kicherte der kühne Otto. Darauf sie: „Abers Fenster mißt'r zumachen.“

Sofort kletterte ich hinauf und schob das Klappfenster in die Höhe. Wie ich wieder herunter kam, sah ich, daß sie keinen Blick von meinen Bewegungen ließ. Ich schämte mich augenblicklich und platschte ins Wasser.

„Bist Du aber dumm!“ sagte Marie.

Und nun zog sie sich langsam aus.

Wir wunderten uns, daß sie sich gar nicht schämte, und wagten fast nicht sie anzusehn. Je mehr sie ihre Kleider von sich legte, um so unbehaglicher wurde speziell mir. Dagegen war der dicke Hofmann mit einem Male sehr furagiert worden, und während die beiden andern beklemmt abwärts sahen, rief er aus: „Jetzt is se fieserfasernack“, und wie wir aufblick-

ten — wahrhaftig, da kam Kannerths Marie ganz naht auf uns zu bis an den Rand des Bassins.

„Nu gomme ich 'rein, ja?“

„Komm' nur,“ sagte der dicke Hofmann und stand aus dem Wasser auf und ging ihr entgegen. Herrgott wie funkelten da ihre Augen!

Und wie sie einen Fuß hob, ins Bassin hineinzusteigen, und sich überbeugte, da war der dicke Hofmann bei ihr und nahm sie bei der Hand. Es sah ganz feierlich aus.

Plötzlich lachte er, tippte ihr auf die linke Brust und sagte: „Guckt e'mal, was se da für'n Mond hat!“

Sie lächelte fast wie wenn ihr das gefiele und sagte: „Das is e Muttermal. Das hat meine Mutter gerade dort auch.“

Wir aber, mutig geworden, umringten sie und betrachteten das „Wundermal“, wie wir verstanden hatten, und Mehlers Otto war es, der das Wort wählte: De Mondmarie.

Dann tummelten wir uns samtvier im Wasser und waren sehr vergnügt. Die Mondmarie war ausgelassen wie ein junger Spatz und wünschte nur immer und immer wieder, wir sollten sie „schubbsen“ oder tragen. Dann wurde sie mit einemale still, schämte sich, zog sich eilends an und ging unter unzähligen Bitten, ja niemand was zu sagen.

Es hat sie auch niemand von uns verraten, nur heimlich und geheimnisvoll unter uns nannten wir sie Mondmarie.

Im Institute aber kam ein anderer Name für sie auf.

Es war ein paar Jahre später, daß häufig Schüler bestohlen wurden. Nur Kleinigkeiten, Näschereien oder kleine Schmuckstücke und dergleichen. Und bei Doktor Mannerts Marie waren durch ein Dienstmädchen die Sachen gefunden worden. Wie sie es gemacht hatte, blieb unentdeckt, denn sie gestand nichts. Aber sie erhielt den sächsischen Spitznamen „Mausehaken“ dafür.

Ihr Vater tat sie fort. Erst als sie 16 Jahre alt geworden war, kam sie wieder, wurde aber selten gesehen, denn sie war fast immer in einem Kindergarten als Aufseherin beschäftigt.

Sie war ein hübsches Mädchen geworden, von geschmeidiger Figur; ihr Gesicht war durchsichtig blaß, und ganz sonderbar: die Sommerprossen darauf gaben ihr einen besonderen Reiz.

Wir drei von „damals“ waren allesamt in sie verliebt, aber sie hat uns gar nicht beachtet, obwohl sie sich eines jeden von uns genau erinnerte. Das konnten wir, so dumm unsre 16 Jahre auch waren, doch aus ihren Blicken sehen. Das waren schnelle Gleiteblicke, in denen etwas Listiges steckte.

Der dicke Hofmann war besonders verliebt und zwar, wie ich mir jetzt sage, seine Verliebtheit hatte schon einen Stich über das hinaus, was man den Sechzehnjährigen als Schülerliebe hingehen läßt. Er malte verdächtig oft kleine Halbmonde. In allen Grammatiken und im Cornelius Nepos, Cäsar und

Xenophon waren diese Monde zu sehen. Sogar an die Wandtafel hat er in der Zerstreung einmal einen Mond gemalt, aber gleich wieder verwischt.

Da geschah etwas, das das ganze Institut, wenigstens die Oberklassen, in Aufregung brachte: Doktor Kannerts Marie, der „Mausehaken“ war „durch“, mit einem neunzehnjährigen Schüler der ersten Klasse, einem Serben Namens Wiofowitsch durch. Und dem armen Alten, den wir den „Kumpelkäfer“ nannten (ich weiß wirklich nicht warum), hatte sie richtig ein paar 100 M. mitgenommen. Er starb bald darauf aus Gram über sein Kind.

Von dem hat Niemand mehr was gehört.

„Und Sie glauben also, daß diese „Mondmarie“ . . .?“

Ich weiß nur, was ich Ihnen erzählte. Dieses plötzliche Aufflammen jenes Bildes, als ich meine leere Briefftasche sah, jener Ausruf von mir, der mir ganz unbewußt auf die Lippen kam . . . wie war das alles zu erklären, wenn nicht als Reflexbild eines wirklichen Geschehnisses, von dem mir die Betrunktheit im übrigen alle Erinnerung genommen hatte?

Die Mondmarie hatte mir übrigens gerade noch Geld genug für eine Regalia favorita im Beutel gelassen, und dieser Hochherzigkeit zu Ehren habe ich dann die Zigarre auf ihren Namen getauft . . .“

„Die Zigarre ist gut,“ sagte der Doktor.

„Das Mädchel weniger,“ meinte der Major.

Der Amtsrichter aber sprach: „Ja, wenn die Mädcheln „wißgelüftig“ sind . . .“

## Der Negerkomiker

Wie van Staanen nach Leipzig kam, war er ein kleines hübsches Kerlchen von zwanzig Jahren, hatte rote Wäddchen wie ein Backfisch, lebhaft blaue Augen, die mit einer ruhigen Vergnügtheit von Ding zu Ding und Mensch zu Mensch blickten, — sonderbar unschuldig. Er war weder geistreich, noch dumm, hatte einen großen Wechsel, ging in naturwissenschaftliche Kollegs, besuchte die Gewandhauskonzerte, fehlte auch nicht im Theater, wenn es eine Premiere gab. Ein Berufsstudium hatte er nicht, er hielt sich „studierenshalber zum Vergnügen“ in Leipzig auf.

Sein Vater war ein steinreicher amerikanischer Bankier, der ihn in Deutschland das Gymnasium hatte absolvieren lassen und der ihm nun, so schrieb er ihm nach der in einer kleinen westphälischen Stadt bestandenen Maturitätsprüfung, „vier Jahre Freiheit“ gab. „Du sollst ein deutscher Student sein, so fröhlich wie nur irgend Einer, und ein „Bursch“ werden, wie sie dort sagen. Denke an Deinen Onkel, meinen Bruder Franz! Was war das für ein lustiger Junge! So knapp er's hatte auf der Universität, er war immer fidel. Ich habe ihn oft beneidet, wenn er so aus Leipzig schrieb von

seinen „Suiten“ und Fröhlichkeiten, ich Drehfesselhocker damals in Hamburg. Daß er so bald sterben mußte!“

Dieser Bruder Franz schwebte dem alten van Staanen, der schon Anfang der sechziger Jahre nach Amerika gegangen war, als der Typus des deutschen Studenten vor: die zerknitterte blaue Mütze auf dem Kopfe mit den langen blonden Haaren, die Pfeife im Munde, flott und ungezwungen, voll übermütiger Lieder. Nach seiner Meinung wimmelten die deutschen Universitäten noch heute von solchen „Burschen“, und so einer sollte sein Karl auch werden. Es ärgerte ihn daher, wenn dieser von seinem Leben schrieb, von Konzerten, Theatern und Bildersammlungen. „Nein, nein, Karl! Das spare Dir auf später. In den ersten Semestern will ich davon nichts hören! Werde ein Bursch!“

Der kleine van Staanen, der sich ohnehin zu langweilen anfang, da sein Interesse für Konzerte, Theater und Bildergalerien in der That nicht gerade tief war, und der überdies seinem Vater aufs Wort gehorchte, meldete sich also bei der alten Verbindung, der ehemals sein Onkel angehört hatte.

Er wurde mit offenen Armen aufgenommen und entwickelte sich sehr schnell zum Renommierfuchs erster Güte. Man konnte offenbar aus ihm machen, was man wollte. Sein Wechsel war gut, sein Magen war gut, sein Handgelenk war gut. So ward er ein in jeder Hinsicht brauchbarer Couleurbruder: als „Geldschwinger“, als Trinker und als Schläger.



Schon nach einem halben Jahre war er kaum wieder zu erkennen. Er hatte ein paar dicke weiße Backen, seine Augen waren etwas wässerig geworden und blickten schneidig arrogant, wenn auch im Grunde kindliche Gutmütigkeit in ihnen lag; er machte seinen „grimmischen Bummel“ so selbstbewußt gravitatisch wie nur irgend Einer. Sogar „äh-bäh“ konnte er sagen.

Nach und nach schlug er seine Messuren und paukte sich zum Burschen heraus. Dieses Ereignis wurde dem Alten hinübergefabelt, der sofort gleichfalls per Kabel seiner Freude Ausdruck und dem Bankier Anweisung gab, Karls Monatswechsel zu erhöhen.

„Hol mich der Teufel, so'n Alter ist noch nicht dagewesen, so lange die Welt steht,“ sagte Karls Leibbursch bei diesem „Familienergebnis“, — wir werden ihm das Ehrenseil geben müssen.“

Kein Wunder, daß der kleine van Staanen bald zu den führenden Geistern der Verbindung gehörte. Als Fechter war er zwar etwas zu phlegmatisch, „biß nicht viel heraus“, aber er stand wie ein „Baum“. Manchmal schien es fast, als wenn es ihm Vergnügen bereitete, von allen Seiten mit „Blutigen“ zugedeckt zu werden. „Er stopfelt heute wieder mal aus Prinzip,“ sagten dann seine Couleurbrüder. Der „kleine Amerikaner“ aber lächelte und tat nach dem Gebote der Schrift: hatte er auf die Linke eine Quart erhalten, hielt er die Rechte hin und kassierte

eine Terz ein. „Ich finde das ganz nett,“ pflegte er zu sagen.

Es war übrigens gut, daß er hier und da Blut verlor, denn er fing an, auffällig massig zu werden.

Merkwürdig war, daß er sich um die „Weiber“ gar nicht kümmerte. Die „kleine Anna“ hatte ihn schon ein paar mal kontrahieren wollen, aber sie gelangte zu nichts weiter als zu der Überzeugung, daß er ein „Stumpfhuhn“ sei. „Und dabei so 'n Wechsel! S' is zu bleedsinig!“ „Na wart' nur,“ entgegnete ihr der „dicke Otto“, ein erotisches Kraftgenie von einem Mädchel, „laß'n nur mal an 'ne richt' gegomm', denn sizte 'r mit eenem Male dicke drinne, aber feste!“ Der dicke Otto hatte nämlich Erfahrung . . . Und richtig! Mit einemale saß er dicke drinne. Und feste.

Das kam so:

Das Wintersemester war vorbei — (ich meine das Couleurssemester, denn die kalendarischen Einschnitte in der Kollegordnung hatten keinen Einfluß auf die persönliche Zeitrechnung des kleinen Amerikaners) —: man ging nicht mehr im Couleur, sondern in „Bummel“, die offiziellen und offizösen Frühlingschoppen und Aneipabende waren sistiert, es herrschte die unakademische Freiheit. Van Staanen pflegte sich in solchen Zeitläuften furchtbar zu langweilen, denn er hatte sich an des Trinkens und Fachtens ewig gleichgestellte Uhr so gewöhnt, daß er durchaus nicht wußte, was er mit seiner Zeit anfangen sollte, wenn der Couleur-Stundenplan fehlte.

Der „stille Suff“ war noch die einzige Rettung, oder die zwanglosen Frühshoppen mit ein paar anderen gleichfalls in Leipzig über die Ferien gebliebenen Couleurbrüdern, Frühshoppen, die von 11 Uhr vormittags bis 12 Uhr nachts und länger dauerten und fruchtbar waren für Erfindung neuer Anobeltouren mit meist scheußlichen Bezeichnungen und für die Dichtung neuer „Wirtinverse“: „Frau Wirtin hat auch einen“ . . . usw.

Aber im Grunde mopfte man sich dabei doch schauderös. Da fehlte der und der und der, und da gab es nichts Aktuelles von der letzten Mensur, und da fehlten alle die brillanten Renommieranlässe, wie die letzte große „Besäuftheit“ und dergleichen. Auch der Skat verlor schließlich mal seinen Reiz, wenn man den Lachs fortwährend mit den gleichen Leuten fangen mußte. „Aaah!“ war der Laut, der immer und immer wieder von des kleinen Amerikaners Lippen kam.

„Aaah! Verfluchte Ödigkeit! Der Stumpfsinn! Huh!“

„Ja, was sitztest denn egal h i e r , Kleener? Reiß Dich doch mal r a u s aus dem Biersumpf!? Komm doch mal mit, irgendwohin!? De mußt ja versimpeln!?“

„Na Gott, wohin denn!? Ist ja nichts los in dem Neste! Wohin Du kommst: Heringsbändiger. Gefelhaft!“

„Was gehn Dich denn de Heringsbänd'ger an! Luft! Man sieht se einfach nich!“

„A! Efflig! Zu stumpf! Ich werde mich in den Korb legen.“

„Unfinn! Sei mal vernünftig! Komm doch mal mit, ins „Bologne“ meinetwegen. Was soll denn überhaupt Dei Vater sagen, wenn de nach Amerika kommst und bist noch in keen' Tangel-tangel gewesen? So 'ne Unbildung!“

„Meinetwegen! Gehn wir! Ich komme ja um hier!“

Und sie gingen.

Es war schon halb zehn Uhr, wie sie in den Tunnel des „Hotel de Bologne“ kamen. Eine angefettete Chansonette sang eben: „Hab' ich nur Deine Liebe.“

„Pfui Teufel! Ich kehre um,“ sagte der kleine Amerikaner.

„Unfinn! Da bleibste! Nee, gucke doch da! Da unten sitzt ja Stilpe!? Natürlich! Also komm! Er hat auch noch Platz.“

Stilpe, ein inaktiver Bursch der Verbindung, genannt der Mulatte, weil er in der Tat mit einem Indogermanen wenig Ähnlichkeit hatte, saß direkt an der Rampe, wie immer. „Ich liebe in solchen Dingen die Froschperspektive,“ pflegte er zu sagen, um diese Angewohnheit zu erklären. „Der Blick ist intimer so.“ Als sie zu ihm nach vorn kamen, hatte die Fette (Trudi Muff hieß sie auf dem Programmzettel) eben ihr Lied beendet, und Stilpe rollte ihr als Zeichen seines Beifalls eine Konservenbüchse mit Corned beef hinter die Kulissen. „Närrisches Luder-

chen!" sagte zum Danke das dicke Mädchen. Er hatte übrigens noch eine ganze Reihe von derartigem „praktischen Lorbeer" vor sich stehen.

„Ja, St i l p e!?"

„Manu? Sogar Dankeedudelchen kommt in diese Höhle der wilden Europäerinnen? Oh Sternenbanner! Sternenbanner! Geh Halbmast, Du Fahne Kolumbiens!"

Stilpe war nämlich der Ironiker in der Couleur, ein interessant verbummelter Kerl. Niemand pumpte den kleinen van Staanen so an, wie er.

„So! hier an meine Seite, Mann aus dem wilden Westen! Aber bitte mit der Brieffaschenseite an mich heran, denn diese marinierten Lorbeern mit Anchovis werden noch immer nicht gratis verzapft, und mein Portemonee is noch immer kee Portemonee. Verstehst mich dieser Naturbursche?"

„Mach keine faulen! Brauchst Du was, so rede deutsch!"

„Jetzt haben sogar die Bankierserzeuglinge schlechte Laune! Ich wähle Bebel! Gib mir fufzig Mark, und ich lehre Dich das Bologne kennen, innerlich und äußerlich. So! Da klafünfst der Kerl schon wieder. B r a v o o o o!"

Entrüstetes Zischen im ganzen Raume. Eine außerordentlich dürre Sängerin war aufgetreten und begann wie ein Gassenjunge zu kreischen:

„Kann ich dafür" Kann ich dafür?"

„Nischt kannst du dafür, mei Mädchen!"

„Pst! Ruhe! Pst!"

Stilpe mußte wirklich den Mund halten.

Fräulein Grete Köner war nämlich der Liebling dieses Publikums, das für Hautgout nicht ohne Sinn war. Trotz ihrer fast skelettartigen Dürre hatte sie einen ganz eigenen Reiz. Eben den der Fäule, aber Edelfäule konnte man das schon nicht mehr nennen. Es war etwas sonderbar Lockendes in ihrem Wesen; wenn man ihre grünlichen Augen sah, die sie immer wie im Fieber weit offen hatte, so konnte man meinen, auf ihrem Grunde müsse etwas Tiefschmerzliches und Tiefböses und Tief schönes liegen, jedenfalls etwas, das zu schauen und zu heben es sich verlohnte. Etwas Furchtbares hatten diese Augen für jeden, der ihnen einmal nahe gekommen war und die Unglücksgabe der Phantasie besaß. Sonst war alles eher abstoßend als anziehend an ihr. Nur noch die freche Lüsternheit ihrer Bewegungen, deren keine bedeutungslos schien, wirkte auf viele. Die Männer saßen immer atemlos, wenn sie sang. Ja, und auch das war es noch: im Tone ihrer schrillen Stimme lag etwas Aufregendes, das anfangs beleidigte und ärgerte, aber nicht abließ, in die Nerven zu stechen und ein Gefühl, halb Schmerz, halb Wollust, zu bereiten.

Der kleine van Staanen saß wie gebannt und starrte sie an. Auch als sie unter dröhnendem Beifall abgetreten war und Stilpe eben hinter ihr her ein Fäßchen mit Hummer rollte, starrte er auf den Fleck, wo sie gestanden hatte. Sie kam nicht wieder vor, sondern steckte ihren Kopf nur aus der Kullisse und schnitt eine Grimasse.

„Du, Wild-West-Mann, was is mich denn mit Dich, mein Kind? Doch nich Gretelen? Grundgütiger Himmel von Texas und den anderen Jagdgebieten der verschimmelten Adlerfeder! 'De w i r st doch nich?“

Der kleine Amerikaner starrte noch immer. Dann sagt er: „Das ist doch 'n merkwürdiges Frauenzimmer!“

„Merkwürdig?! O ja! Sehr. Man kann auch sagen: gefährlich. Eine niederträchtige Sorte Eva. Sie frist nicht bloß den Apfel, sondern auch den Mann. Die Schlange hat sie schon als Vorspeise genossen. Hüt' Du Dich! Hüt' Du Dich! wie jener Lyriker so schön sagt. Nicht in die la main, mein Freund! Jedenfalls pump mir die fußzig Meter Silberdraht v o r h e r!“

Der andere Couleurbruder brummte ärgerlich dazwischen: „So 'n Skelett! So 'ne Latte von 'nem Weib! Die reene Wegamüsiertheit! G e f ä l l t Dir die etwa, Yankee?“

„Gefallen? Ich weiß nicht, aber sie hat was.“

„Hört! hört! In der Tat! Yankee dudelchen produziert sich als Menschenkenner, ohne allen Apparat, bloß aus dem Handgelenk. Oh Du abgefeimter Sohn der Wildnis! Übrigens, wenn Du genauer seh'n willst, was se hat, brauchste's bloß zu sagen. B l o ß z u s a g e n. Se is nich genierlich. Willste?“

„Ja, wie denn?“

„Das Lamm! Das Lamm! „Wie denn?“

fragt dieser Knabe Karl, der fürchterlich zu werden anfängt. „Wie denn?“ Kostbar! Höre, mein Jüngling mit dem goldenen Standelaber, hebe die Lappen Deiner zierlichen Ohren: ich werde sie einladen. Und ich schwöre Dir: wenn sie noch unbesetzt ist, wird sie uns die Ehre geben, viele Löffel Suppe mit uns zu essen. Siehst Du! so wird die Sache gedeichselt, paß auf! Ich brauche nur den schamlosen Betaster dieses Blüthnerbastards heranzuwinken. So ungefähr: Sie, da Onkel Musikdirektor! Na, so kommen Sie doch, Sie Lisztling! Na endlich! Ist Grete schon besetzt? Nee? Na, dann sagen Sie ihr, daß ich 'nen Amerikaner bei mir habe, der eigens herüber gegondelt ist, um sich von ihren Knochen aufspießen zu lassen. Nee doch! Scherz ohne! Sie soll ins Hinterzimmer komm', aber fix ä bißl!”

Die drei Couleurbrüder bezahlten und gingen ins Hinterzimmer. So nannte sich ein Teil der Gaststube, der von dem übrigen Raume durch eine Kollwand geschieden war.

Stilpe entwickelte sofort eine sachkundige und energische Tätigkeit in kritischer Weinfartenprüfung, nachdem er gefragt hatte: „Wie stehen die Amerikaner? Gut? Also all right! Orgie nimm deinen Lauf! Schorsch: Schleppen Sie die Mousseurkübel heran! Die Witwe aus Frankreich werde aktiv! Sie verstehen mich, Schorsch? Mein Gott, was die heutige Kellnerjugend ungebildet ist! Eli!? He? Na: Eli!!? Eli?!!!? Keene Spur hat er, 'n



Kindvieh is er! Also Eliquot; Däm!ak! Suit!  
Fort! allez! Das Kompatte mag der gütige Gast-  
geber selber bestimmen, aber ich bitte, nicht zu ver-  
gessen, daß ich mich in Kaviar baden möchte."

Van Staanen ließ anfahren, „daß die Welt  
wackeln mußte," wie Stilpe sagte. „Onkel Bolog-  
nerich wird efligen Respekt bekommen!"

Nach einer halben Stunde etwa kam das  
„schlanke Mädchen". Stilpe stellte sie mit feier-  
lichen Zeremonien vor, für die sie als Antwort ein  
geringschätziges Lippenschürzen hatte.

„Die Muff wartet draußen!" sagte sie dann.

„Natürlich, 'rin ins Vergnügen!" entschied  
Stilpe, und der Couleurbruder, der eine Schwäche  
für korpulente Weiblichkeit hatte, sprang hinaus  
und holte die dicke Folie für Gretchens ätherische  
Schönheit.

„Was bleibt für mich?" fragte Stilpe, — „wie-  
der bloß Tugend und Kaviar. Das hat man davon,  
wenn man Ethiker ist. Ich bin nämlich der ein-  
zige anständige Mensch hier, müssen Sie wissen,  
Gretchen. Aber Sie brauchen sich deswegen nicht zu  
genieren. Dem Keinen ist alles rein, und für mich  
seid ihr alle Lilien. Ihr säet nicht, ihr erntet nicht,  
aber der gütige Amerikaner nährt Euch doch. Er  
h a t ' s nämlich, und Sie brauchen bloß aktiv zu  
werden, und i h n hat's ooch!"

Sonderbar: der kleine Amerikaner fand keinen  
Spaß an diesen Späßen. Er verbat sie sich sogar.

„Herrgott, es hat Dich doch nicht etwa j e t t

schon? Nee aber so fix! Ich sag's ja: diese Amerikaner! Lauter Edisöhne. Riechen bloß am Speck, und sie sitzen schon in der Falle. Dabei hat die Ätherische gar keinen Speck. Ganz fürchterlich!"

Auch der Ätherischen behagten die Späße durchaus nicht. Es war ihr alles klar: mit diesem Kleinen, der so sonderbar höflich war, konnte sich leicht was „entwickeln lassen“. Schüchtern in Worten, verschlang er sie mit seinen Blicken, in denen Staunen und Begierde war. Wie ihn fesseln!? Gleich mit allen Hunden los oder leise die Neze gezogen?

Die Muff war natürlich wieder schrecklich gewöhnlich. Schon nach der ersten Cliquot war sie beim „Anutschen“, und Stilpe, natürlich, kommentierte alle Vorgänge, sowohl die auf, als die unter dem Tische.

Gretchen Köner entschied sich in guter Kontrastberechnung für das leichtere Geschütz, in dem freilich überhaupt ihre Kraft war, — sie „wirkte“ mit den Augen. Schiefe, fragende Blicke begannen, Blicke voll unsicheren Winkens, als wisse sie selbst noch nicht, wohin, — wie tief. Dann herumirrende Blicke, als wenn ein Leid in ihnen wäre, das fliehen wollte in ferne Verborgenheiten. Mitten hinein plötzlich dann ein großes Auftun der grünen Tiefe, lange, starr, — und nun die Augen schmerzlich zu, indes sie lauerte. Schließlich die schwerste von ihren Künsten: das Umarmen mit den Augen, als ob sie innerlich tiefstes Glück genösse, selig selbstvergessen.

Übrigens: der kleine Amerikaner hatte wirklich

einen gewissen Reiz für sie. Ein kräftiger Junge! Und unschuldig, — das war doch klar. Das las sich doch aus seinen blauen Stauneaugen. So einer, der mit e i n e m Male gewonnen wird auf lange Zeit, — vielleicht für immer. Für immer, — das kann freilich fatal werden. Denn man wird solche Herren nicht los, selbst wenn man will. Indes: die Briefftasche! Diese ganz unstudentische Art, mit e c h t e m Sekt zu operieren!

Grete Köners Nuance waren nämlich zumeist ältere Herren. Auf „junge Esel mit schwachen Mitteln“ ließ sie sich sonst nicht ein.

Aber der da!?

Wie gesagt, sie hielt ihn der schwersten ihrer Künste für würdig.

Diese schlugen vollkommen an. Sie konnte es bald merken, daß sie ihn hatte. Es war ihr eigentlich so noch nie passiert; die reine Explosion, denn, man denke! — Während der vierten Flasche schon, „wo man doch wahrhaftig noch ruhig ist,“ preßte er ihre Hände in die seinen und gab sich ihren Blicken in ganz brünstiger Andacht hin. Wenn sie nur allein wären! Er war entbrannt! Jeder seiner Bewegungen sah sie es an, wenn er auch wenig sagte.

Wenn sie nur allein wären!

Der Freund der dicken Muff war bald betrunken, und die dicke Muff ditto, — aber Stilpe! Diese verdammte Dreckschleuder! Wollte er denn durchaus die ganze Geschichte verpfuschen?

Als der kleine Amerikaner einmal hinausging, nahm sie sich den „Efel“ vor. Aber richtig! „Was er sich denn eigentlich dächte!? Ob das nicht eine Gemeinheit wäre, fortwährend schnodderige Bemerkungen zu machen, wo doch der Kleine so anständig wäre? Das sei eine nette Couleurbruderschaft, unschuldige junge Leute zu verderben, und von Stilpe hätte sie eigentlich mehr Anstand erwartet. Aber nein: pfui Teufel!“

„Aber Gretchen!?! Gretchen!?! Du bist doch keine Seriöse?! Was ist denn in Deinen Alabasterbusen gefahren? Du wirfst mir doch nicht ernstlich den kleinen Nankee . . .? Oho, mein süßes Skeletten, so hab'n wir n i c h t gewettet! An die R e t t e willst Du den kleinen Amerikaner legen? Gucke da! Wo das Mädel d e n Geschmack her hat! Gucke da! Das große Portemonnaie will sie in Monopolpacht nehmen! Aber da kennt ihr den kleinen Amerikaner schief, holdes Gerippe! Der ist, — aber wart, er soll's uns selber sagen! Du, Nankeedoodle, sag mal, was ist! Gretchen meint, Du möchtest aus ihren Tanzstiefeln trinken. He? Wahr?“

Aber Nankeedoodle wurde wild. „Kümmere Dich Dcht um mich, Stilpe, und laß mich ungeschoren, niu langweilst mich mit Deinen Wizen! Drisch sie vor wem Du Luit hast! Sie sind gräßlich überflüssig.“

Stilpe erkannte schnell, daß das Ernst war, und er hatte den Instinkt der auf andere angewiesenen Spaßmacher, im rechten Augenblick aufzuhören. Nur e i n e Bemerkung konnte er sich nicht verknei-

fen: „Also jut! Die Sache macht sich! Wieder eine Unschuld weniger! Daher der Name grüne Schoten! Aber bitte: wenn sie dürre sind und rascheln, — ich bin nicht schuld! Der gute Rat hat seine Schuldigkeit getan, der gute Rat kann gehn! Also geh ich und wasche die la main in Unschuld, wie der alte Herr Pontius zu sagen pflegte. Siehe Markus oder Matthäus oder alle Zwee! Aber bitte vorher die fufzig Mark! In Geldsachen ist Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige.“

Van Staanen gab sie ihm mit Vergnügen, bezahlte auch gleich die Beche, ließ die „paar Mütze“ sitzen und ging mit Grete.

. . . . .  
Von da an begann eine sichtliche Veränderung mit dem kleinen Amerikaner.

Er wurde „interesselos“, wie die Couleurbrüder sagten. Fehlte bald auf dem Fechtboden, bald auf dem Fröhschoppen, schwänzte sogar zuweilen die offiziellen Aneipabende.

Man suchte ihn behutsam auf die Bahn der Tugend zurückzuführen.

Erst der Leibbursch. Wirklich eine rednerische Leistung: „Das geht nicht, Leibfuchs! Wirklich nicht! Man kann nicht zween Herren dienen, zumal wenn der eene 'n Frauenzimmer is! Des Couleurstudenten Geliebte muß seine Verbindung sein!“

Aber unglaublich: Selbst solche Maximen halfen nicht!

Folgten also die offiziellen Küffel — half nichts!  
Dimissionsdrohungen — half nichts!

Der Burschenkonvent wurde sehr traurig. Wenn es wenigstens intern geblieben wäre! Aber der kleine Amerikaner war ja v e r r ü c k t!

Ließ das Mensch in den Verbindungsfarben auftreten. „Vivat, crescat, floreat . . . a!“ riefen die anwesenden Studenten, wenn sie auftrat. Der reine Skandal!

Man mußte ihn also wirklich auf vier Wochen „hinaushängen!“

Aber, Du lieber Gott, das machte die Sache nur schlimmer! So sumpfte er sich immer mehr hinein. Nach den vier Wochen fiel es ihm gar nicht ein, sich sehen zu lassen.

Man suchte ihn. Keine Spur! Nicht zu finden! Auf seiner Bude die Auskunft: Seine Sachen seien da, er aber käme nur alle 8, 10 Tage einmal vor, um Briefe zu holen.

Der kleine van Staanen wohnte nämlich mittlerweile bei Grete Röner und dachte gar nicht mehr an irgend was anderes als an sie.

Es war ein ganz miserables Leben, das er führte, ein Leben im schmutzigsten Sumpfe, — man mußte erschrecken, wenn man den kleinen Amerikaner sah, so heruntergekommen sah er aus. Das fiel noch am wenigsten auf, daß die Zeichen wüster Ausschweifung an ihm waren, daß er bleich und abgefallen war, müde Augen hatte und einen schleppenden Gang, — schlimmer war die Wandlung in seinem

Wesen: diese Unsicherheit des Auftretens, wie wenn er etwas verbergen müßte, etwas ganz unsagbar Häßliches; diese Ängstlichkeit vor fremdem Blicke, die ihm wehe zu tun schien; dieses stumpfe Vorsichhinbrüten, aus dem er zuweilen emporstrah, obgleich nichts dazu Anlaß zu geben schien.

Er war der Chansonette willenlos unterworfen, sklavisch, hündisch. Sie maltrairte ihn auf jede Weise, selbst in Gegenwart anderer; sie legte sich nicht einmal Zwang an, wenn ihr Gelüsten nach einem anderen Manne kam: Van Staanen ließ sich alles gefallen. Er schien gar kein Selbstgefühl mehr zu haben, innerhalb weniger Wochen war er durch das Weib vollkommen an Leib und Seele zu Grunde gerichtet.

Die Verbindung ahnte gar nicht, wie weit es schon gekommen war, bis Stilpe einmal auf der Aneipe erschien und erzählte, was er aus „bester Quelle“, nämlich von der dicken Muff und dann aus persönlicher „Beaugapfelung“ erfahren. Seine Rede lautete so: „Laßt fahren dahin! Der Yankee ist in sein Verderben gedudelt, und kein Bierseil reißt ihn mehr heraus. So lange Krieg ist zwischen Nan und Nü, aber das versteht ihr zweifelhaft gebildeten Mitteleuropäer ja nicht, ich kommentiere also mein Bild aus dem Reiche der Mitte: solange Mann und Weib sich befehden auf diesem ekelerregenden Globus, id est: seitdem Adam und Eva vom Apfelboome verbotene Südfrüchte gegessen haben, is so was noch n i ch passiert! Der gute Knabe mit dem

großen Portemonnaie is futsch, futscher, am futschesten! Er sieht aus wie ein Backpflaumenmann, so zusammengeschrumpelt und beenebezüglich schlotterig. Er ist chronisch vertattert an Leib und Seele und ganz und gar versimpelt. Er wickst ihr die Stiefel. Jawohl. Er wickst ihr die Stiefel. Er macht ihren Laufjungen. Er ist ihr Clown. Sie steckt ihren Zeigefinger in's Bier, hält'n ihm hin und sagt: „Lutsch mal, Karlemannchen“, und Karlemannchen lutscht.“

„Unglaublich! Donnerwetter nee! Aber is das denn die Menschenmeeglichkeit!“ im Chorus.

„Ja, und wenn man der Muffin glauben darf, — Himmelherrgott noch mal: das is schon das Allerunglaublichste! Aber das kann ich vor den Fuchsen nich erzählen. Das is überhaupt nur für die allerältesten Semester, und selber die könnten Schaden an ihrer Seele nehmen, wenn sie nich zufällig Mediziner sind. Theologen würden augenblicklich sterben, wenn sie's hörten. 'S is schau — er — lich!!“

„Na also schieß los!“

„Fällt m'r ja gar nich ein! Sechstens bei der Erkneipe, und ooch da bloß teilweise. — 'S schlimmste is, daß er heidenmäßig viel Geld braucht und ooch nich im geringsten dran denkt, von dem Weibsbilde zu lassen. — Ich habe mit ihm gesprochen, — väterlich versteht sich.“

„Na??!“



„Nu, er war sehr zerknirscht und ganz ekelhaft demüthig, aber 's ginge absolut nich, und m'r sollt'n 'n in Ruhe lassen.“

. . . . .  
Am nächsten Tage großer Burschenkonvent. Sollte man ihn gleich in perpetuum hinaustun? Sollte man noch einen Versuch zu seiner Rettung machen?

Dies wurde beschlossen.

Aber es war zu spät. Auf seiner Wohnung die Kunde: Herr van Staanen ist nach Amerika; hat alles bezahlt, seine Sachen fast alle dagelassen, zumal alle Bücher und alle Couleursachen, wird aber nicht wiederkommen, — sein Vater hat ihn geholt.

„Eingeheimst worden?“ Die Sache klang plausibel. Der Alte wird erfahren und kurzen Prozeß gemacht haben. Aber daß „der Kleine“ gar keinen Abschied genommen? Man hätte ihn ja rehabilitieren können vorher . . . Immerhin: besser so, als daß man ihn etwa hätte ganz dimittieren müssen. Er wird schon wieder vernünftig werden drüben, und vielleicht kommt er sogar wieder. Beschluß: ein offizieller Brief des Burschenkonvents wird ihm nach Amerika nachgeschickt, die zeitweilige Dimission wird zurückgenommen, van Staanen bis auf weiteres als aktiv betrachtet, bis Genaueres zu Wissen des Konvents komme.

Statt einer Antwort von ihm kam der Brief mit einer Aufschrift des Alten zurück: „van Staanen, stud. phil. Leipzig, Hainstr. 5“ Manu? Dort eben

hatte man ja die Nachricht bekommen, er sei nach Amerika?

Jetzt wurde die Sache verdächtig. Also doch die dürre Grete wieder? Sie war fort von Leipzig, nach Halle abgemeldet. Der Leibbursch des kleinen Amerikaners begab sich von der Höhe seiner Burschenschaftswürde herab und fragte bei ihr brieflich an, wo Herr van Staanen sei.

Die Antwort lautete auf einer Postkarte sehr kurz: „Woher soll ich denn das wissen?“

Also verschollen..? Nein, aber der Bankier mußte doch wissen! Also zum Bankier: ob Herr van Staanen noch seinen Wechsel behebe? Ja freilich: pünktlich, per Brief aus Halle.

Verfluchtes Weibsbild, also doch! Und Stilpe und der Leibbursch fuhren nach Halle.

Grete Röner trat unter einem anderen Namen in einem Lingeltangel nahe dem Bahnhof auf. Stilpe kannte natürlich ein paar ihrer Kolleginnen, die er vorher sondierte. Aber sie schien wirklich nichts mehr mit dem kleinen Yankee zu haben, denn sie lebte mit einem Kollegen zusammen, mit einem Negerimitator.

Ja, nun sollte man sich da herausfinden! Auf der Polizei war van Staanen nicht angemeldet. Aber da war er ja! Also würde man ihn sicher abends in der Vorstellung finden.

Stilpe natürlich vorn an der Rampe, aber so sehr er mit dem Leibburschen den Zuschauerraum durchmusterte: vom kleinen Yankee keine Spur. Auf

dem Zettel figurierte auch der neue Liebhaber Grete's: Master Bell, — „na, id' danke, 'n netter Nachfolger für den kleinen Nankee,“ sagte Stilpe, als der auftrat und mit seinen langen Schuhen im Negertanze den Boden zu bearbeiten begann. „Zut gefärbt is er, und Donnerwetter, so 'ne Rippenwülste! Prosit, Onkel Tom!“ Und er hob sein Glas zu dem Tänzer. Manu? Der blieb ja plötzlich stehen? Und was starrte er denn so? Herrgott nein, — wirklich!!? Staanen!?

Der Klavierspieler paukte wütend weiter, und der schwarze Tänzer stand noch immer. Das Publikum ulkte, eine Stimme rief: „Na, man rüstig, oller Junge,“ — aber plötzlich lief Master Bell davon, von hinter den Kulissen her hörte man lauten Wortwechsel, eine kreischende Frauenstimme immer als Oberton, dann einen schweren Fall und lauten Schrei.

„Herrgott! Herrgott! was ist passiert!?“ im Publikum.

Stilpe und der Leibbursch über die Rampe hinter die Kulissen.

Da kniete van Staanen, der Negerkomiker, über Grete Köner und würgte sie, zwei englische Grotesk tänzer in Froschmasken, ein unendlich dürrer und ein monströs dicker suchten ihn von hinten wegzuzerren, Chansonetten, halb angekleidet, liefen aufgereggt hin und her, der „Direktor“ pufete hilflos und wimmerte: „De Vorstellung! De Vorstellung!“

Stilpe und der Leibbursch brachten van Staanen von der Sängerin ab. Er stammelte: „Nehmt mich fort! Nehmt mich fort!“ Grete Köner spuckte aus und schrie: „Schmeit doch das Nas da raus! Holt doch die Polizei! Der Hund der!“

Stilpe, der völlig ruhig geblieben war, schob sie beiseite und sagte: „Stille biste, Bestie, — oder willst Du noch maufig machen?“

Sie brachten van Staanen in ihr Hotel.

---

Der kleine Amerikaner wurde schwer krank. Zwei Monate lag er in der Leipziger Klinik. Aber als er entlassen wurde, schien er ganz gesund.

„Erst Grete Köner und dann 's Nervenfieber überstanden, — 'ne gute Natur!“ sagte Stilpe.

Van Staanen wurde wieder aktiv, nachdem man erfahren hatte, daß seine kurze Tätigkeit als Negerkomiker in Halle nicht bekannt geworden war. Er war ernst und blasiert geworden, trank unmäßig und „lebte Selbstmord“, wie Stilpe urteilte, aber im ganzen war alles im Gleise.

Da, eines Tages, erschien er nicht zum Burschenkonvent. Ängstlich, wie man bei ihm nun war, ging man auf seine Wohnung. Da lag er — tot, vergiftet. Ein Zettel neben ihm. Auf dem stand: „Fragt meinen Bankier. Mit 200 Mark monatlich kann ich nicht leben.“

Atemlos zum Bankier. Was ist? Warum hat sich van Staanen vergiftet.

„Vergiftet?“

„Ja! Da: der Zettel!“

Da sank der alte Geldmann schier verzweifelt in seinen Lederstuhl. „Mein Gott! Mein Gott! Es war ja nur Notlüge, um ihn zu retten! van Staanen in New York hat ja gar nicht Bankrott gemacht! Es war ja nur vorgegeben, um den jungen Mann zu größerer Sparsamkeit . . . Mein Gott! Mein Gott! Was wird der A l t e sagen! Der A l t e!“

„So 'ne u n v o r s i c h t i g e Pädagogik!“ meinte der erste Chargierte.

---

Zwei Tage drauf wurde van Staanen begraben. Die Chargierten der Verbindungen in Wichs am Grabe. Die Fahne seiner Verbindung umflort.

Am Abend Aneipe mit Trauer-Salamander.

Stilpe ging nicht hin. „Solche Geschichten muß man nicht mit ausgeleiertem Pathos verhunzen, sondern in tragischer Beschaulichkeit nachgenießen.“

Aus diesem Grunde wohl ging er ins „Bologne“.

Just als er eintrat, erschien die eben wieder engagierte Grete Köner (jetzt Vili Sonstn genannt) auf dem Podium, lachte wie ein Gassenjunge, hob, wie zur Umarmung die dürren Arme und sang ihr Leibleid: „Kann ich dafür? Kann ich dafür?“

„Pfuiteufel!“ sagte Stilpe, drehte sich um und ging nun wirklich zum Trauer-Salamander für den kleinen Amerikaner.



# Studenten-Beichten



Otto Julius Bierbaum  
Studenten-Beichten

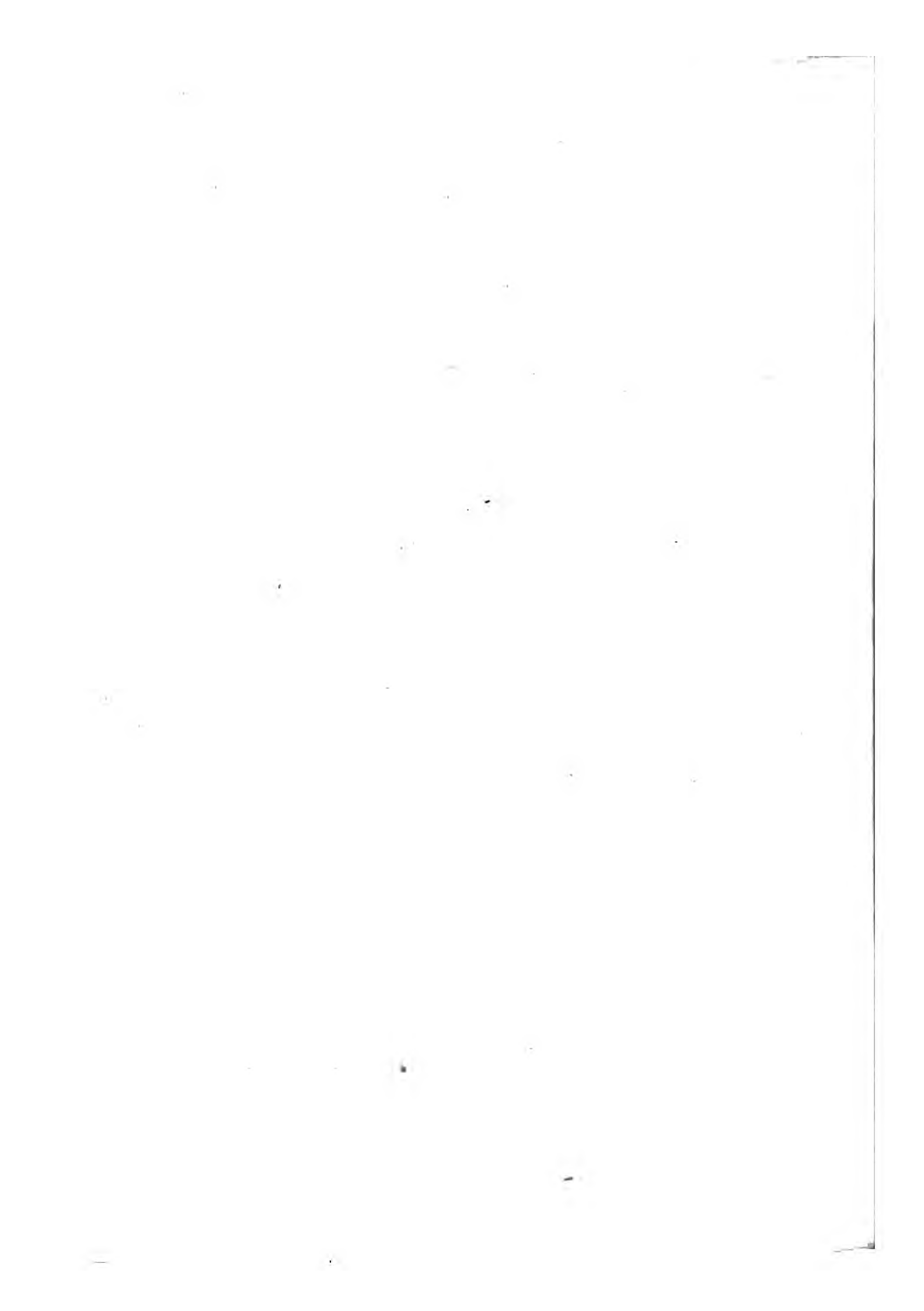
Zweite Reihe

16. Auflage

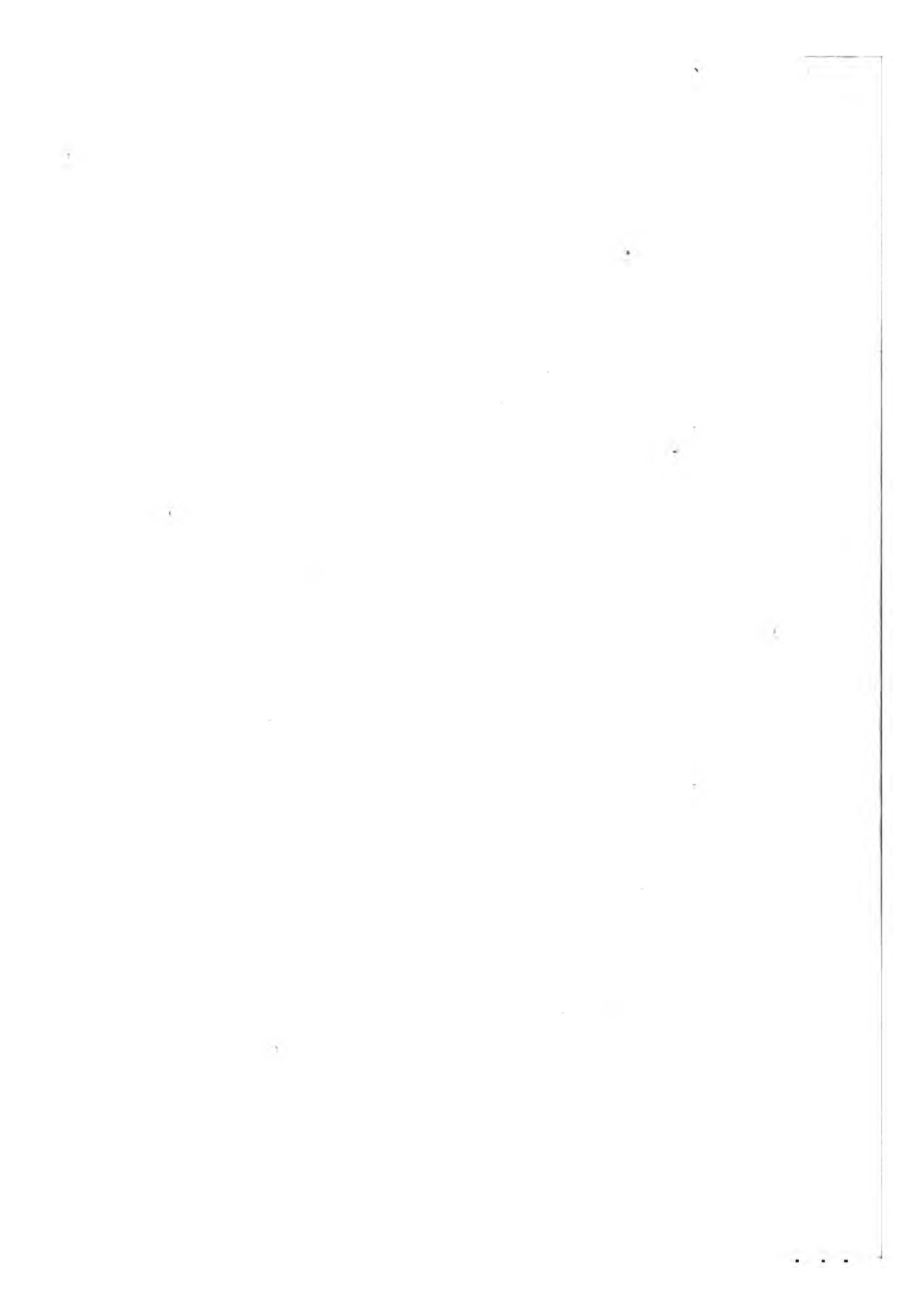


Berlin und Leipzig  
Im Verlage von Schuster & Loeffler  
1921





An  
Michael Georg Conrad  
in  
herzlicher  
Verehrung



Lieber Conrad, Sie haben schon manche Beichte von Studenten gehört, wenn sie zu Ihnen kamen und Ihnen erzählten, wie sie durchaus Dichter werden möchten; es gäbe keinen Ausweg mehr, denn der Drang sei zu schrecklich, und überdies hätten sie auch schon die schwere Menge von Erlebnissen erlebt, so daß es die höchste Zeit sei, nun endlich gedruckt zu werden.

Ich kenne Ihr aufmerksames Lächeln, lieber Freund, mit dem Sie solche Beichten hören, und ich weiß, mit was für großen, merkwürdig listigen Blicken Sie solchen Beichtlingen die Seele von den Mienen ablesen, so daß Sie, glaube ich, zuweilen mehr erfahren, als was Sie hören. Ich war ja auch einmal so ein Student und Beichtkind von Ihnen.

Das ist nun schon fast zehn Jahre her, und mittlerweile hat sich mancherlei begeben, das Einem so vorkommt, als wären viel mehr als bloß zehn Jahre darüber hingegangen. Wir literarischen Füchse von damals, denen Sie immer ein so lieber prächtiger Fuchsmajor gewesen sind, und die wir nicht ganz unähnlich jenen alttestamentarischen Füchsen waren, die weiland Simson der Held mit

brennenden Schwänzen unter die Philister schieße, wir sind nun auch schon so was wie Alte Herren geworden, und es fehlt unter denen, die nach uns gekommen sind, nicht an solchen, die jetzt uns für die Philister halten. Das ist der Lauf der Welt, und der geht heute sehr schnell.

Wollen wir klagen? Ich sehe Sie lächeln. Und ich denke, das Lächeln trauen Sie auch mir zu. Wir rennen nicht mehr brennend durch das Lager Philisterias, aber wir drehen auch keine Philistermühle, und, wenn es nicht wohl zu leugnen ist, daß wir uns zuweilen in Delilas Schoß gebettet haben, so dürfen wir uns doch rühmen, nicht allzuviel Haare gelassen zu haben.

Wir sind ruhiger geworden, gleichmütiger und gerechter. Daß wir die Philister liebten, da sei Gott vor! Aber wir fühlen nicht mehr das dringende Bedürfnis, sie gänzlich auszurotten. Wir finden vielmehr, daß sie im Haushalte der Menschheitswelt durchaus nicht zu entbehren sind. Sie sind die große graue Kontrastfläche, von der sich lebhaft und erfreulich alles das abhebt, was uns Freude macht. Ein Hintergrund muß sein; vorm reinen Lichte verschwämme alles Helle.

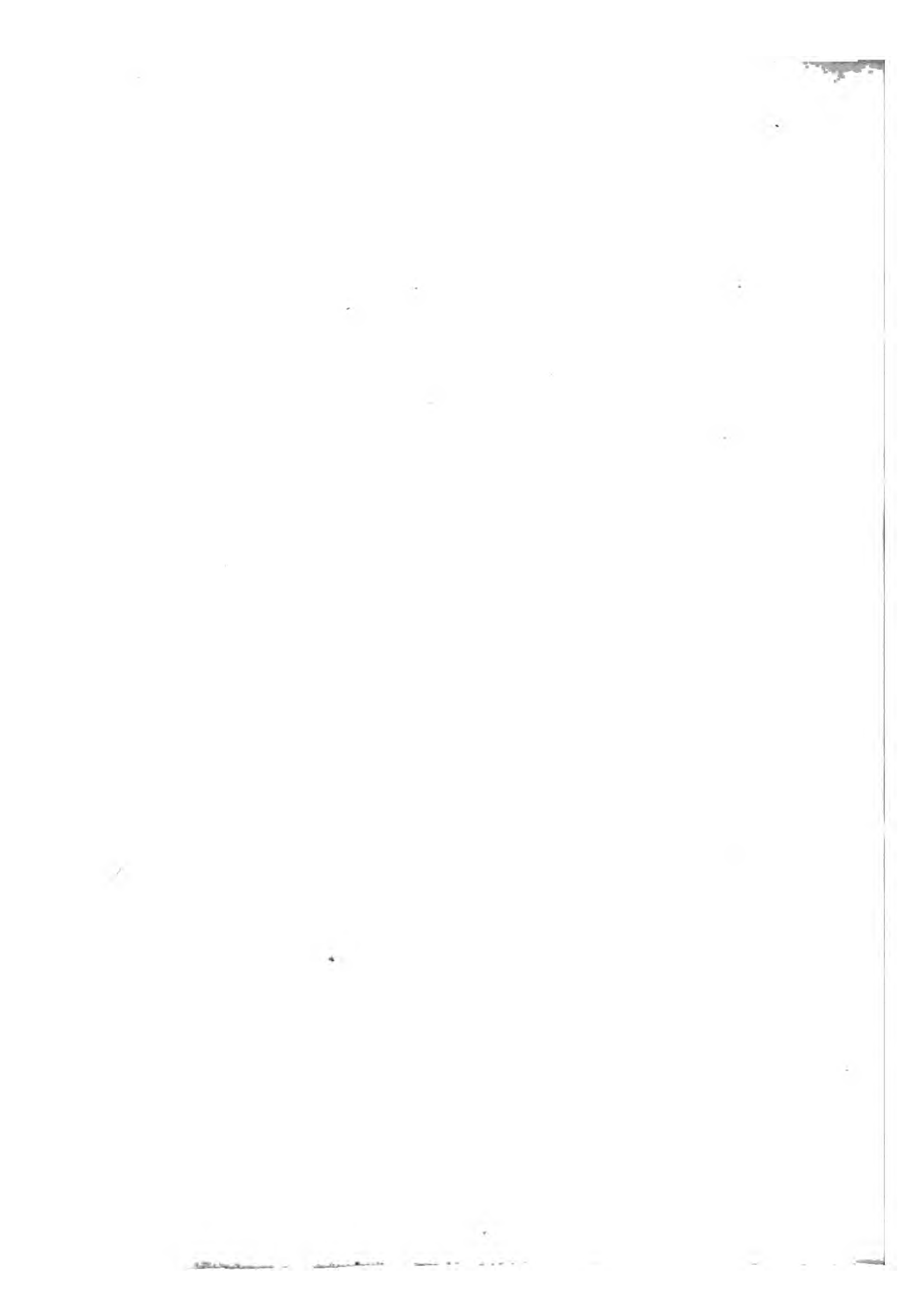
Ich rede als Mensch der Kunst, der sein Vergnügen an der Wirklichkeit hat unbeschadet zeitweiliger Ausflüge in purpurne Helligkeiten und Finsternisse, wie Sie selber eine so köstlich gemalt haben. Ich mag das Gewimmel der Lebendigen gerne, das sich von jenem Hintergrunde der Schwe-

ren abhebt. Darum blicke ich auch immer noch zuweilen mit Vergnügen auf die Zeit des Studentenlebens zurück, wo selbst manche von denen, die später zu den Schwereu hinuntersinken, lustig eine Weile im heiteren Lichte leben.

Und nun bringe ich Ihnen ein paar solcher Studentengeschichten, wie sie mir nacheinander von früher her eingefallen sind, dar und möchte gerne, daß Sie darin ein äußeres Zeichen der herzlichen Gesinnung sähen, mit der ich zu Ihnen stehe. Hoffentlich lesen Sie sie mit Vergnügen und in guter Muße. Sollten Sie gerade im Reichstage sein, wenn das kleine Buch ankommt, so verabsäumen Sie doch ja nicht, es zur Einverleibung in die Reichstagsbibliothek vorzuschlagen. Es gibt unter Ihren Kollegen im Hohen Hause einige Herren, von denen ich glaube, daß sie es mit Frucht lesen könnten. Ein Antrag, es auf Reichskosten alljährlich an sämtliche Abiturienten deutscher Gymnasien und Realschulen verteilen zu lassen, wäre meinen Verlegern nicht unangenehm, indessen ich zweifle bei den Schwierigkeiten, mit denen der Kultusetat zu kämpfen hat, daß er durchgehen würde, und Epitheta, wie es die waren, mit denen ein preußischer Kultusminister einmal Kellers Romeo und Julia auf dem Lande bedacht hat, kann ich auch so in den Zeitungen lesen.

Und somit herzlichen Gruß!

Ihr  
Otto Julius Bierbaum



## Selbstzucht

Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, einen königlichen Staatsanwalt unter uns zu sehen, und wir machten dabei die Bemerkung, daß es eine unrichtige Behauptung ist, wenn einige sagen, der Wein werde sauer in Gegenwart eines solchen Würdenträgers. Nein, unser alter Burgunder blieb milde und voll wie er war. Aber das ist richtig: unser Gespräch kriegte was säuerlich Muffiges. Nicht allein, daß auch nicht der geringste Bundesfürst beleidigt wurde, was doch sonst in dieser Zeit der Dekomposition aller guten Angewohnheiten häufig ist und, wie ich bemerkt habe, besonders oft beim Kotspon der begüterten Klassen vorkommt, nein, man hob auch sonsthin die Lippen mit einer gewöhnlichen Behutsamkeit. Schließlich fing man, und wir waren doch lauter alte Korpsbrüder, die mancherlei miteinander ausgefressen hatten, gar von Moral zu reden an. Zumal der jüngste unter uns, der eben erst Referendar und damit Alter Herr geworden war, schwang die weiße Fahne der Moral mit fast zu lebhafter Beflissenheit.

— Alles, was recht ist! rief er, Jugend muß austoben, gewiß, natürlich! Aber, wenn man älter



wird, muß man sich besinnen und nicht gleich so . . .  
so . . .

— Losgehen meinen Sie, warf der alte Sanitätsrat Kernschlier ein, der der älteste unter uns war.

— Ja, so ähnlich, oder, na, kurz: Selbstzucht!

— Das ist ein gutes Wort, Herr Korpsbruder, sagte wieder der Sanitätsrat, eins von den auserlesenen guten, die man darum, wie den Namen Gottes, nicht eitel nennen soll. Aber diese heiligen und hohen Dinge haben es wunderbarlich in sich. Erst lehrt man sie uns, und nun glauben wir sie; dann erkämpfen wir sie uns, und plötzlich zweifeln wir an ihnen.

Der kleine Referendar hob den Kopf:

— Zweifeln? An der Notwendigkeit und Heilsamkeit der Selbstzucht zweifeln, Herr Sanitätsrat?

Sein Schnurrbart sträubte sich noch höher, als er schon gebrannt war.

— Nicht so, Herr Korpsbruder, nein, das nicht. Absolut genommen befestigen sich diese Ideale im allgemeinen wohl, so daß sie, als Ideale eben, nicht mehr angefochten werden von uns; aber, sehen Sie, je älter man wird, um so geneigter wird man, die Dinge, auch die hohen, relativ zu nehmen.

Sprach der Sanitätsrat.

Der Referendar, wie ich vermute, verstand das nicht gleich ganz und merkte nur, daß seine Jugend hier nicht als Erkenntnisfaktor behandelt wurde, und so erwiderte er:

— Zweifellos bin ich noch nicht alt genug, um den Sinn dieser relativen Auffassung der Dinge zu begreifen, Herr Sanitätsrat, aber es scheint mir eine Auffassung zu sein, die schließlich die Ideale negiert.

Der Staatsanwalt stimmte bei:

— Ein Ideal, wie das der Selbstzucht, hat nur einen Wert, wenn man es in seiner ganzen absoluten Reinheit und Schärfe strikte begreift. (Er liebte das Wort: strikte.) Nur strikte begriffen, haben Ideale überhaupt praktischen Wert.

— Für euch Staatsanwälte, lieber Freund, sagte der Sanitätsrat. Wir andern Menschen müssen uns mit Relativis begnügen. Ein Jurist darf wie ein Kirchenvater reden, und ein Staatsanwalt muß es wohl. Aber z. B. wir Mediziner, du lieber Gott, woher sollen wir eure Prokuratorenstrenge nehmen, die wir mit dem Fleisch zu tun haben, von dem sogar die Schrift sagt, daß es schwach sei! Wir kriegen schon von berufswegen einen Sinn fürs Relative oder, wie ich auch sagen möchte, für die Nuance. Es ist ja auch klar: Ihr seid zum Strafen da, und die Peitsche hat einen harten, festen Stil; unser Amt aber ist, zu heilen, und das Fleisch, mit dem wir zu tun haben, ist weich.

Der Staatsanwalt wurde gelinde ärgerlich:

— Du hast ganz die Art unserer bilderreichen Herren Verteidiger, die vor den guten Geschworenen mit Metaphern jonglieren, bis das feste Bild

der Wirklichkeit mit ihren strikten Forderungen nicht mehr zu sehen ist. Wo willst du eigentlich hinaus: Soll der Mensch Selbstzucht üben oder soll er sein wie das liebe Vieh, das seinen Trieben oder, wie du sagen möchtest, seinem weichen Fleisch folgt?! Das Fleisch der Schweine ist nämlich ebenso weich, wie das der Menschen.

Der Referendar lächelte. Der Sanitätsrat aber sprach:

— Über das Sollen habe ich kein Amt zu reden. Dafür seid Ihr da. Daß ich die Notwendigkeit hochaufgerichteter Ideale anerkenne, habe ich schon gesagt. Sie sind goldene Ziele, und wer sie erreicht, ist vollkommen. Aber ich habe es nicht bloß aus Büchern gelernt, sondern sehe es täglich im Leben, daß die Vollkommenheit eine überaus seltene Sache ist, selbst unter sehr anständigen Leuten. Solange ich auch lebe, ich bin noch keinem Heiligen begegnet, weder unter Juristen noch unter Medizinern; auch unter Theologen nicht; und mit Philosophen habe ich keinen Umgang, weil sie immer seltener werden. Und so habe ich denn auch quoad Selbstzucht gefunden, daß schon eine relative Ausübung dieser Tugend rühmlich ist. Weshalb ich übrigens vorhin, als unser jüngster Konphilister so löblich für das Ideale eintrat, meine Bemerkung machte, das hat seinen Grund in einer persönlichen Erfahrung an mir selber, die ich aber vor einem Staatsanwalt, und wäre er auch mein Korpsbruder und ehemaliger Leibfuchs, nicht mitteilen kann.

— Das wäre noch schöner, rief der dicke Major a. D. Denefe, der seinerzeit aus dem Korps ins Kasino umgesattelt war, daß ein Leibbursch sich vor seinem Leibfuchs genieren sollte! Wo bleibt da der Komment? Das ist Nihilismus! Hier gelten die Semester, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt erhob sein Glas und rief:

— Dein Spezielles, Leibbursch! Schieß los!

Der Sanitätsrat tat einen guten Zug und sprach:

— Das Ding ist heikel. Aber wenn die Semester gelten, hab' ich hier niemand über mir, und gerade weil ich ein alter Bursch bin, noch aus der Zeit, da man noch das Sonnencerevis trug, darf ich's vielleicht erzählen. Aber unser jüngster alter Herr muß mir versprechen, daß er mich nicht verachtet.

Der kleine Referendar machte eine große Verbeugung und trank sein volles Glas aus.

— Also gut denn! Und zuvor nochmals dies: Ich verehere die Heiligen und bekenne mich, ich darf wohl sagen: jetzt mehr denn je, zur Selbstzucht.

— Wenn ich dabei auch die andere Seite sehe, tu ich's wie Augustinus, obwohl ich seine radikale Methode, sich vor Anfechtungen zu schützen, nicht billige. Also: Ich war, mein Gott, wie lange das nun her ist, gerade vom Gymnasium frei, und das Gymnasium war eine königlich sächsische Fürstenschule gewesen, ein Internat, meine lieben Leute, von dem sich keiner einen Begriff machen kann, der

nach den Schulstunden nach Hause hat gehen dürfen. So alt ich bin, so deutlich fühl ich doch noch, wie scheußlich das im Grunde war. Es gibt ja allerhand köstliche Erinnerungen auch aus diesem Leben, denn man war jung und voll Übermut trotz alledem. Aber nein, brrr, dieses ewige Eingesperrtsein, diese Klosterhaft in den saftigsten Jahren, wo man über Stock und Stein, Heß und Heide hätte springen mögen und mußte hinter Mauern sitzen, immer zwischen denselben Gesichtern, immer gehalten wie ein kleiner Knabe, immer mit sich allein und den anderen, die gerade auch so hinausbegehrten in die Welt, wo die Freiheit war und die große weite Bahn, zu rennen und zu ringen und den Mädeln um den Hals zu fallen. Weiß Gott, wir haben uns manchmal seltsam umarmt, wir großen Burschen zwischen achtzehn und zwanzig Jahren damals, denen der Bart aus der Backe stach. Und dabei lasen wir Platons Symposion, wo sich die alten Griechen in ihrer verteufelt unchristlichen Art über die Liebe unterhalten. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, ob da von Selbstzucht die Rede ist. Es kann sein. Aber gut: Endlich war ich frei und fuhr südwärts der Stadt zu, wo wir alle unter roten Mützen so fidel gewesen sind.

— Stoß an, Freiburg soll leben, hurra, hoch! sang der dicke Denefe mit Schmelz und Leidenschaft, und die Gläser fuhren aneinander.

— Aber vorher machte ich in einer kleinen Stadt, ich nenne sie nicht, ihr kennt sie alle, Salt,

Ich machte überhaupt oft Halt auf meiner Reise. Es gefiel mir überaus gut, so in den Hotels abzustiegen und als freier Herr in den fremden Städten herumzuspazieren, eingeschrieben als „mul. med. auf der Reise nach Freiburg“. Legitimation: Reisezeugnis der kgl. Fürstenschule zu Meissen in Sachsen. Das Hotel hieß „Zur goldenen Traube“.

— Ah! erklang's im Kreise:

Ich kenne die Wirtin, ich kenne den Wein,  
Ich kenne auch der Wirtin Töchterlein,  
Wir haben zusammen getrunken  
Und sind uns ans Herz gesunken;  
Da schlief die Kleine ein.

— Ja, ja, aber das Lied ist älter als ich, und der Wirtin Töchterlein ist's nicht gewesen.

— Sondern? fragte in höchster Spannung der dicke Denefe.

— Laß nur, laß! Ja, wie war es doch? Richtig: ich kam gerade zur Mittagszeit an und hatte nur eben Zeit, mich zu waschen und umzuziehen, dann ging ich hinunter an die Tafel. Ich sehe mich noch mit meiner Fürstenschüler-Tanzstunden-Verbeugung, wie ich an den Tisch trat und hinten, gerade neben dem Fenster mit dem alten Efeustock ein junges Mädchen erblickte, das mir augenblicklich so in Herz und Seele gut gefiel, daß ich in ihrer Gegenwart kaum zu essen wagte. Vorstellen kann ich sie mir jetzt aber nicht mehr. Nein, wie ich mich auch anstrenge. Es kommt immer bloß so ein glänzendes Idealbild heraus, bei dem

man alles empfindet, aber höchstens zu sagen weiß, daß blonde Zöpfe und blaue Augen dazugehörten. Aber ich kann nicht einmal mehr für die Augen einstehehen. Sie können auch braun gewesen sein, obwohl ich allerdings glaube, daß sie blau waren.

— Leibbursch! rief der Staatsanwalt, ich glaube, du bist noch verliebt?

Der Sanitätsrat nickte nachdenklich mit dem Kopfe:

— Seltsam, seltsam; wenn ich denke: so zueinander gestoßen wie im Wirbelwind, ineinander geweht wie zwei Flammen, und dann dahin. Vielleicht ist das die Frau gewesen, die ich dann nicht mehr gefunden habe. Vielleicht zur Strafe nicht gefunden.

Es schien, als wollte der alte Herr sehr nachdenklich werden, aber er gab sich einen Ruck:

— Dies, Leibfuchs zum Beweis, daß ich nicht ohne moralische Gefühle bin. Übrigens, das ist das Alter. Weg damit! Wo war ich doch stehen geblieben . . .? Ja, richtig: also das Mädchel gefiel mir sehr gut und ich guckte sie wohl ein bißchen häufiger an, als es dem Elternpaar, das neben ihr saß, gefallen mochte. Sie brachen mit einer steifen Verbeugung, das Mädchelen bloß mit einem kurzen Kopfnicken, schnell auf und gingen in die Stadt. Ich sah den blonden Zopf mit der blauen Schleife noch lange. So sechzehn, siebzehn Jahre, dacht ich mir. Wie sie nett ichwänzelt, und wie der Zopf hin- und herfährt. O, du Schatz, du Schatz! Wirklich

mit diesen Worten, ausgesprochen, dacht ich an sie. Und mir war unbeschreiblich selig zumute.

Ich glaube, der Sanitätsrat schämte sich, wie er das sagte. Wir merkten jedenfalls, daß es ihm nahe ging. Deneke, wie gewöhnlich, fand den rechten Vers, die Stimmung gut ins Glatte zu lösen. Er brummelte:

Und das Köpfel ging himbam,  
Und das Herz schlug mir zusamm,  
Ach, du liebe Weife!

Der Sanitätsrat trank dem hilfreichen Major dankbar zu und fuhr fort:

— Ich sah sofort im Fremdenbuch nach, wer die Familie wäre, und fand die Eintragung: Zimmer 13 und 14 Rentier Brandeiß mit Frau und Tochter. Hinter das Tochter hatte eine Mädchenhand geschrieben: Liesbeth. Ich könnte die schwächtigen, ganz flach hingelegeten Büge heute noch nachschreiben. Damals hätte ich sie küssen mögen. Ihr seht also, ich war nach Mulusmöglichkeit verliebt. Es war das erste Mal in meinem Leben. Wirklich. Und es ist nie wieder so gekommen. So blitzschlaghaft. Nein. Nie.

Wieder eine Pause. Es schien, als scheute sich der Sanitätsrat, zu Ende zu erzählen. Da dem Major kein Vers einfiel, dauerte die Pause etwas lange.

Endlich fuhr der Sanitätsrat fort:

— Ich war, weiß Gott, ein guter Junge und so unverdorben, als man sein kann, wenn man aus



einem Internat kommt. Nicht einmal so eine frühe Jugendliebschaft hatt ich gehabt. Darum entlud sich's hier wohl auch so schnell. Ich lief natürlich der Richtung nach, wohin ich das Mädchen mit ihren Eltern hatte gehen sehen, in die Stadt, aber es gelang mir nicht, mit ihnen zusammenzutreffen. Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, hörte ich bei Tisch, die Herrschaften hätten sich in ihrem Zimmer decken lassen. Das bekümmerte mich richtig, und in einer Art von unbewußtem Liebesgram trank ich zwei Flaschen roten Oberingelheimer und ließ mir vom Traubentwirt alles erzählen, was er von den Freiburger Korpsstudenten wußte, die bei ihm verkehrten. Dann ging ich müde, wie man's mit neunzehn Jahren so schön sein kann, mit meinem Leuchter hinauf, mich schlafen zu legen. Ich glaube, ich dachte da gar nicht an das Mädchel, aber, wie ich den Schlüssel an der Türe Nr. 12 herumdrehe, sah ich vor der Nachbartüre rechts, Zimmer 13, ein paar kleine Stiefelchen stehen, und da war mir's wahrhaftig, als schlug mir das Herz plötzlich im Halse. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte mich gebückt und die Stiefeletten geküßt. Jedenfalls stellte ich mich direkt vor sie hin und sah sie, weiß Gott, mit Rührung an. Nebenan, vor Tür 14, stand das elterliche Schuhwerk. Es ist unglaublich, aber ich sehe es heute noch vor mir: die Stiefel des Rentiers hatten merkwürdig lange und mit A. B. I. gezeichnete Strippen, die rechts und links wie die langen Ohren eines Vorstehhundes herunterhingen. Mein

Gott, dachte ich mir, läßt sich der Kerl sogar die Stiefelstrippen zeichnen. Dann ging ich, ganz aufgereggt, in mein Bett. Aber meine neunzehn Jahre und die beiden Flaschen Oberingelheimer brachten mich bald in Ruhe, obwohl ich vorher an der Türe, die aus meinem Zimmer nach dem Zimmer Nr. 13 führte, gelauscht und ruhige Atemzüge zu hören geglaubt hatte. Oh, du Schatz! Mit diesen Gedanken bin ich, glaube ich, eingeschlafen.

Der Sanitätsrat trank sein Glas aus und sah vor sich hin.

— Ja, ist die Geschichte denn schon aus? dachte sich der Referendar mit der Selbstzucht. Will uns die Sanität denn foppen? Und auch der Staatsanwalt fühlte eine Art Beunruhigung bei dem Gedanken, daß es nicht weiterginge. Am Ende will er uns auf die Probe stellen, der alte Fuchs, dachten die übrigen. Bloß Denefe war so ehrlich, geradezu zu fragen:

— Na, und das ist die ganze Selbstzucht?

Der Sanitätsrat sah auf:

— Selbstzucht? Ja, ach so! Problema! Ist es nicht merkwürdig, daß ich damals gar nicht daran gedacht habe? Und die Gelegenheit forderte doch gerade auf dazu! Aber nein! Plötzlich stand ich an der Türe zu Nr. 13 . . .

— Pardon, Leibbursch, vorher mußt du aufgestanden und zur Türe gegangen sein! warf der Staatsanwalt ein.

— Vermutlich, Leibfuchs, aber ich weiß davon

nichts. Ich weiß nur, daß ich mich auf einmal an jener Tür sah und die Klinke in meiner Hand fühlte.

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf und brummte:

— Vor Gericht dürfte ich dir das nicht glauben. Auf solche Lücken im Bewußtsein berufen sich viele, die für ihre Taten nicht einstehen wollen. Wohin kämen wir, wenn wir es den Verbrechern erlaubten, sich hinter solche Bewußtseinswolken zurückzuziehen.

Der Sanitätsrat lächelte:

— Mußt du denn immer Sach simpeln, Leibfuchs? Borerst weißt du ja noch gar nicht, ob ich was verbrochen habe. Aber ich begreife, daß euch das zur zweiten Natur wird wie den Schauspielern das gerollte K. Übrigens: Bewußtseinswolke ist ein passendes Wort. So war's: als wenn ich eine Wolke im Schädel hätte statt der Gehirnwindungen. Zuweilen hellte sie sich wie durch einen Blitz. Um Gotteswillen, was tust du? frug's in mir, und ein Schreck durchfuhr mich, als wüßte ich: da, im Dunkeln, ist eine offene Falltüre und du trittst hinein. Dann wieder, beschwichtigend: Unsinn! Die Tür ist ja natürlich verschlossen! Aber da drückte ich auch schon behutsam auf die Klinke, und, alle guten Götter! — die Türe ging leise auf. Mein Gott, mein Gott, was mach ich denn nur, ich kann doch nicht . . . ich werde doch nicht . . . Zurück! zurück! Ich zitterte am ganzen Körper und die Zähne schlugen mir aufeinander. Zugleich aber war mir's, als höbe, schöbe mich etwas, und plötzlich stand ich

in dem Zimmer und war von einer Luft umgeben, von einer seltsam lauen Luft voll eines feuchten Duftes, wie ich sie nie vordem geatmet hatte. Sie wälzte sich in Schwaden über mich, und ich sog sie begierig mit einem unendlichen Wohlgefühl ein. Und doch war es, als müsse ich in ihr ersticken, wenn ich nicht aus mir heraus eine Kraft strömen lassen könnte, die sie zerteilte. Meine Brust hob sich mächtig, ich keuchte und mußte mit beiden Händen meinen Brustkasten zusammenpressen, daß er nicht spränge. Und ich fühlte: komme was mag, ich muß, ich muß . . . es gibt kein Zurück. Langsam setzte ich Fuß vor Fuß, die Hände an mich gepreßt und die Augen schmerzlich aufgerissen. Aber nein! nein!! nein!!! Das ist ja, das ist Wahnsinn! Das geht nicht . . . ich stürze mich ja ins offene Unheil . . . die Eltern, Herrgott, ich höre ja den Alten deutlich schnarchen . . . wenn ich an etwas stoße . . . wenn sie ruft . . . um Gotteswillen . . . Zurück! zurück! . . . Nein: ich stand schon vor dem Bette. Und nun schlug's über mir zusammen und drehte mich hoch. Schreien, schreien hätte ich mögen und mich über sie hinwerfen mit Schluchzen und Jauchzen. Eine unsinnige Sehnsucht, ein Quillen, Bochen, Stoßen, Heben in mir. Mit furchtbarster Anstrengung hielt ich den Atem an und kniete vor dem Bette nieder. Noch ein letztesmal rief's in mir: nein! nein!! Da fühlte ich unter meinen Händen ihre kleine, heiße Brust, und mein Kopf fiel darauf wie hinterrücks abgeschlagen.

Da . . . was für ein sonderbarer Laut . . . es war wie das tonlose Zwitschern eines träumenden Vogels im Neste, ganz leise, ganz leise, ein Hauch, erstaunt und wehrend und unendlich hold: „Wer? nein! nein! nein! Nicht doch! nicht!“ In diesem Augenblick sah ich sie, obwohl es nicht heller wurde, als es im dunstigen Lichte des versteckten Mondes immer gewesen war. Ich sah zwei große erschreckte Augen und einen bebend offenen Mund. Jetzt wird sie schreien, jetzt, jetzt . . . und nun warf ich mein Gesicht über das ihre und küßte ihre Lippen, die noch unter meinen Küssen bebten, und meine Hände schlossen sich um ihren Hals, das ich die Schlagadern deutlich spürte. Und doch könnte ich es schwören: ich dachte an nichts weiter. Da aber legten sich ihre Arme linde um meinen Hals und unter meinem Munde flüsterte es: „Leise! leise doch!“ und nun kamen die Küsse von ihr . . . Das war, als würde ich aus mir selbst gesogen, und die dumpfe stürzende Sehnsucht von vorhin verstand auf einmal sich und mit brennender Klarheit ihr Ziel, und ich fühlte mich nicht mehr, ich fühlte bloß noch sie, diese anschniegender, ansaugender Wärme, diese höchste, brodelnde Aufregung aus ihrem Innersten, bei vollster, atempressender Stille um uns, dieses Toben des Blutes aus ihr zu mir, aus mir in sie in uns beiden zu eins . . . Ach, liebe Leute. Und wenn mir der Himmel selber mit glühendem Eisen das Wort Selbstzucht in den Rücken gebrannt hätte, — ich hätt' es nicht gespürt und nicht verstanden.

Wir sahen es dem Sanitätsrat an, daß er im tiefsten erregt war, und schwiegen mit ihm. Nur der kleine Referendar fand ein schnelles Wort:

— Das ist ja ein rein pathologischer Paroxysmus!

Da lachte der Sanitätsrat und streckte ihm die Hand entgegen:

— Recht so, daß Sie mich alte Punschbowle abfühlen, Herr Korpsbruder. Wenn Sie einmal heiß werden sollten, will ich ein Gleiches tun.

Na, und dann? fragte Deneke.

— Ach so, der Schluß! Ich dachte, ich wäre schon fertig.

Der Sanitätsrat lächelte sonderbar, indem er das sagte.

— Der Schluß! der Schluß! Ich habe mir ihn früher oft gedichtet: Wie ich die kleine Liesbeth später irgendwo wiederfände, und ich spräche zu ihr: Du hast doch auf mich gewartet, mein liebes Ding? Hast du? Und sie nickte mit lächelndem Munde und strahlenden Augen. Ich aber spräche weiter: Und ich, ich hab dich gesucht all die Zeit, mein Schatz, du, und nun bin ich nicht mehr der kleine, dumme, tappige Mulus, sondern ein Zweibändermann und Doktor der Medizin dazu, und meine Praxis ist groß genug für eine kleine Frau. Wir waren einmal so über alle Begriffe glücklich mitsamm', wie man's nur sein kann, wenn man kein Recht dazu hat; nun wollen wir das Unrecht gut machen, indem wir uns künftig und

immerzu mit dem erlaubten Glücke begnügen! . . .  
Poetische Lizenz! Nichts davon! Ich habe sie nie  
wieder gesehen seit dem Augenblicke, als ich ihr im  
Lichte des grauenden Morgens den langen, langen  
Abschiedsfuß gab auf ihren kleinen Mund, der  
wieder so eigen bebte, während in ihren Augen doch  
ein Schein war wie von innerlichster, seligster Zu-  
friedenheit. Sie hatte die Arme um meinen Nacken  
geschlungen und hing an mir, als sollte ich sie  
nehmen und forttragen. Aber da knarrte drüben  
ein Bett, und sie fiel erschreckt zurück mit schiefem,  
ängstlichem Kindermund, und ich wankte davon wie  
ein Betrunkener . . . Und wie ein Betrunkener  
schief ich zehn Stunden lang, ohne aufzuwachen.  
Wie ich wach wurde, war es vier Uhr nachmittags,  
und ich begriff erst gar nicht, wo ich war. Auf ein-  
mal kam mir die Erinnerung, und es fehlte nicht  
viel, daß ich, noch berauscht von dieser wunderbaren  
Nacht, im Hemde hinuntergelaufen wäre, sie zu  
sehen. Es hätte mir nichts genügt. Schon um zwei  
Uhr war die Familie Brandeiß abgereist. Als mir  
die gute Traubenwirtin das sagte, da gab es mir  
einen Schlag ins Herz, und ich stand wohl da wie  
Stoffel vorm leeren Stall, als ihm das Kalb ge-  
stohlen war. Ich konnte es gar nicht begreifen.  
Wohin sind sie denn gereist, die Herrschaften? fragte  
ich mit unvollkommener Ruhe. — Nach Frankfurt!  
. . . So, so, nach Frankfurt! Ich war wie ver-  
blödet. Na, kurz und gut: am selben Abend war  
ich in Freiburg, und acht Tage später hatt ich die

rote Mütze auf und das Fuchsenband um . . . Nun, Leibfuchs, wie denkst du über den Fall? Sag's strikte!

Der Staatsanwalt zuckte die Achsel:

— Die Jugend!

Und Sie, Herr Korpsbruder?

— Gewiß, Herr Sanitätsrat, relativ betrachtet . . .! Natürlich . . . Ja, ja, ja freilich . .

Aber der gute Major sang:

Und als das Mäd'el sich satt geküßt,

So, so!

Da hab' ich leider davon gemüßt,

Oh, oh!

Der Rapp' war schon gesattelt und scharrete vor der  
Tür,

Sie guckte hinter'm Vorhang am Kammerfenster für,

So, so!

Oh, oh!

Bald reiten wir einen Schimmel, bald einen Rappen  
wir!

Wir Reiter, hoho!

Wir Reiter, hoho!

Wir sangen den Refrain heiter mit. Nur der alte Sanitätsrat schwieg und schien ernst geworden. Und er sagte:

— Aber Sie haben doch recht, Herr Korpsbruder: Selbstzucht! Uns geht's ja leicht hin, wenn wir uns mal vom Blute überrennen lassen. Aber so ein armes Mäd'el . . . Ich bin manchmal vor Schreck zusammengefahren, wenn ich mir vorstellte, die Kleine könnte . . . Nein, so lange die



werte Welt noch mit Steinen wirft, wo sie die Hand auflegen und die besten Worte verstehender Liebe haben sollte, solange ist es Pflicht, sich in der Randare zu halten . . . Ich sprach vorhin von einem goldenen Ziele, es ist aber doch wohl mehr eiserne Kette, und ich fürchte sehr, wir dürfen sie noch nicht sprengen.

— Zum mindesten würde ich mir erlauben müssen, mit allen Kräften dagegen aufzutreten, sagte der Staatsanwalt mit Ernst und Überzeugung.

Er hatte, wie billig, das letzte Wort.



## To = lu = to = lo

oder

### Wie Emil Türke wurde

Mein Freund Emil war ein merkwürdiger Referendar: Es genügte ihm nicht, Referendar zu sein. Er wollte durchaus nach China.

Nicht etwa, daß er an einer Stangenschen Weltreise hätte teilnehmen wollen. Nein, es war nicht eitle Vergnügungsfucht oder leichte Neugierde; es war Ehrgeiz.

Emil hatte es sich in den Kopf gesetzt, schnell Karriere zu machen und auf ungewöhnliche Weise. Aber es war ihm nicht verborgen geblieben, daß es bei der erstaunlichen Fruchtbarkeit, die Mutter Germania in der Erzeugung von Referendaren an den Tag legt, seine Schwierigkeiten hat, selbst durch ungewöhnliche Leuchtkraft juristischen Genies das Anciennitätstempo der Beförderung zu durchbrechen, und außerdem erblickte er, so genau und scharf er sich auch umsah, keine Gelegenheit, auf ungewöhnliche Manier, also außerhalb der offiziellen Klinkleiter, ein höherer Würdenträger zu werden. Denn er war nicht einmal in einem gewöhnlichen, geschweige

denn in einem „besseren“ Korps aktiv gewesen und hieß übrigens bloß Meher.

Indessen, es fehlte ihm nicht an Findigkeit, und so hatte er entdeckt, daß im auswärtigen juristischen Staatsdienste ein sehr viel schnelleres Tempo des Advancements statthat, und daß dieses Tempo sich im Verhältnis zur Entfernung von Deutschland beschleunigt. Daher beschloß er, kaiserlich deutscher Konsul in China werden zu wollen.

Da traf es sich für den kühnen Referendar nun sehr gut, daß just um die Zeit, als er die erste juristische Würde erworben hatte, das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin gegründet wurde, und zwar vornehmlich und ausgesprochenermaßen zu dem Zwecke, jungen Rechtsbessenen Gelegenheit zur sprachlichen Ausbildung für den Dienst in den ostasiatischen Ländern zu geben. Es schien fast, als habe das Reich bei dieser Gründung ausdrücklich die Pläne Emils im Auge gehabt, und diesem war nur das eine fatal dabei, daß das Seminar auch den exotischen Ehrgeiz anderer Jünger der Jurisprudenz aufwecken mußte.

In der Tat fanden sich in der chinesischen Klasse eine ganze Anzahl junger Juristen zusammen, aber zu seiner Genugtuung konnte Emil konstatieren, daß das zumeist Sünglinge waren, die das Examen-sieb noch nicht passiert hatten. Es war kein Zweifel, daß er mit noch zwei Referendaren als erster nach Peking geschickt werden würde, um sich dort als Dragomanatseleve auf Reichskosten noch weiter in

der Sprache der Hansöhne auszubilden. Es kam nur darauf an, daß er sich bis zur ersten Diplomprüfung alles aneignete, was an sprachlichen Grundlagen verlangt wurde.

Emil tat, was in seinen Kräften stand. Nicht allein, daß er keine Stunde des Seminars versäumte, er leistete sich auch noch ein Übriges. Fleißig besuchte er den gemütlichen Mandschumann und Inhaber des violetten Kappenknopfes Herrn Kuei-Lin und unterhielt sich mit ihm, der kein Wort Deutsch verstand, nach Möglichkeit chinesisch, immer das Notizbuch in der Hand und unermüdlich bedacht, mit Bleistift die Zeichen nachzumalen, die der Pinsel des gefälligen Chinesen vormalte. Auch sah man ihn oft mit dem bezopften alten Herrn Straßen, Läden, Sammlungen besuchen, immer nur zu dem Zwecke, bei jedem Dinge zu fragen: Dscho sche schommo (was ist das?) und so sein chinesisches Vocabular zu bereichern.

Es ist klar, daß Emil dabei nicht viel Zeit für die Dinge übrig behielt, die sonst den Referendar in Berlin heiter in Anspruch nehmen. Zumal den Mädchen gegenüber befleißigte er sich einer strengen, ja eisigen Zurückhaltung, wie man sie sonst gewöhnt ist, mehr bei Predigtamtskandidaten als bei Referendaren vorzusetzen.

Dies Benehmen muß verdienstlich genannt werden. Denn Emil war eigentlich nicht ohne Anlage für weiblichen Umgang und auch nicht ohne Neigung dazu. Zwar war er ein bißchen klein und hatte in

seinen Bewegungen etwas Schüchternes, aber man weiß, daß das manchmal recht beliebt ist. Und dann besaß er einen entzückenden Schnurrbart, und seine Augen, groß und blau, ließen auf die Gabe hingebender Zärtlichkeit schließen. Mit Recht. Emil war wirklich eine zärtliche Natur, und er wäre wahrscheinlich ein ganz verliebter Referendar gewesen, wenn nicht der Ehrgeiz und sehr solide Erziehungsgrundlagen das Gegengewicht zu den zärtlichen Seiten seines Wesens abgegeben hätten. China war es, das ihn gebietend von der Liebe wegwinkte. Er lief vor jeder Verführung davon und rettete sich hinter seine Notizbücher mit ihrem Urwalde von verzwickten, wie Bambushalme neben- und durcheinander aufsprießenden chinesischen Schriftzeichen.

Aber, man weiß es ja, die Liebe würde selbst einen meterdicken Wall, bedeckt mit Keilschrift, umwerfen. Und flöhest Du in das Dickicht der Dschungeln, Emil, verschanztest Du Dich selbst hinter den goldenen Ahnentafeln des Kung-fu-tze, ja, wenn die chinesische Mauer selber Dein Bollwerk wäre gegen die Liebe — sie kriegt Dich doch, wenn's ihr gefällt, Dich kriegen zu wollen.

Eines Abends saß Emil an seinem Schreibtisch und bemühte sich, eine Depesche des Tsung-li-namen, wie sich das chinesische Auswärtige Amt in Peking nennt, zu übersetzen. Es ging schon ganz gut; nur ein halb Duzend Zeichen etwa wollten ihm

nicht eingehen. Er mußte, um ihrer Bedeutung habhaft zu werden, alle seine Hefte durchsuchen. Keine kleine Mühe das! Man kann nervös dabei werden und den Chinesen ein Alphabet wünschen. Und wenn nun gar im Nebenzimmer, das von dem Deinen, nur durch so eine Berliner Papiermaché-Mauer geschieden ist, fortwährend Schritte hin- und hertrippeln, Schubladen aufgezogen, Stühle gerückt und weibliche Seufzer ausgestoßen werden, so magst Du ein noch so strebsamer Referendar sein, Du wirst abgelenkt und fängst an, zu denken: „Na, was hat sie denn da drüben!“

Emil warf seinen Kopf, der eben noch im Kollegheft steckte, mit einem ärgerlichen Zungenschmalzen zurück, trommelte einen sanft nervösen Generalmarsch auf dem Zettel mit der chinesischen Depesche und wandte sich etwas unwirsch nach der Wand hin, hinter der das Getrippel, Gerücke, Ge-seufze fortbauerte.

Er hatte Lust, Silentium! zu rufen, aber, mein Gott, es war ja schließlich eine Dame. Zwar bloß eine „höhere Näherin“, wie sie von der Wirtin mit berlinisch nüanciertem Respekt genannt worden war, aber immerhin: ritterlich, Emil, ritterlich!

Er senkte sein suchendes Haupt wieder über das Glanzlederheft und fuhr mit dem rechten Zeigefinger der Hand die Schriftsäulenzeichen auf und ab. Da ging drüben eine Tür, und er hörte die höhere Näherin nach der Wirtin rufen. Einmal, zweimal, dreimal. Aber vergeblich. Nun die

Worte: „Gott ist das dumm!“ Und ein neuerliches Geseufze.

Emil fing an, zu kombinieren: Am Ende fehlt dem Mädchen was; vielleicht ist ihr unwohl; sie seufzt ja in einem fort, und nun ist diese Wirtin nicht da! Ich sollte doch wohl eigentlich fragen, ob ich nicht . . . Unsinn! Sie rennt ja ganz flott im Zimmer hin und her. Hol Dich der . . .

Da hörte er auf einmal ganz deutlich, wenn es auch nur halb geflüstert wurde: Herr Doktor?! . . .

Emil richtete sich stracks auf: Nanu? Da meint sie wohl mich?

— Herr Doktor? . . . Ach entschuldigen Sie . . .

— Befehlen?

— Ach, Herr Doktor, möchten Sie nicht . . . verzeihen Sie nur . . . ich muß einen Brief schreiben und finde keine Feder . . . und Frau Kummer ist ausgegangen . . . und es ist schon so spät . . .

— Eine Feder möchten Sie? Aber natürlich, mit dem größten Vergnügen! Breit oder spitz?

Er war ganz Hilfsbeflissenheit und ritterlich erregt. Die Stimme gefiel ihm übrigens. Es ist doch nett, wenn ein Mädchen hinter ihrer Tür einen anflüstert. Das hat so was . . . na . . . so was Zutrauliches.

— Ach, bitte, lieber spitz, wenn Sie Auswahl haben.

— Einen Augenblick, Fräulein, ich habe ganz spitze.

Er warf seine kostbaren Hefte rücksichtslos durch-

einander und suchte mit noch größerem Eifer, als er eben chinesische Zeichen gesucht hatte, nach spitzen Federn. Dabei überlegte er sich, wie er sie überreichen sollte. Er war schon wirklich ein bißchen sehr schüchtern. Sollte er durch seine Tür . . ? . . oder erst über den Gang . . ? . . : Vielleicht den besseren Rock anziehen . . ? . . Sich in aller Form vorstellen . . ? . . Oder am Ende —: einen Witz machen . . ? . . Ja, einen Witz! Recht forsch! . . . aber — was für einen?

Indessen hatte er die Feder gefunden. Schnell noch an den Spiegel! Und, ja, den besseren Rock! Leise! Merken darf sie das nicht. Auch ein paar Bürstenstriche über den Scheitel und, natürlich, den Schnurrbart gut nach oben! So. Und nun . . . aber wo habe ich doch die Feder hingelegt! In aller Welt, wo hab ich sie nur hin . . . Gottlob, da ist sie. So, nun hinüber . . . nein, nein, nicht durch die direkte Tür; das wär doch wohl . . . Nein, über den Gang. Soll ich: Mein Name ist . . . oder: Das ist aber nett, daß Sie keine Feder haben! . . . Eigentlich ist diese Geschichte recht fatal. . . .

Er fing an ängstlich zu werden. Wenn ein Dienstmann zur Hand gewesen wäre, hätte er den die Kommission besorgen lassen.

Indessen, das Schicksal hatte ihn schon mit sicherem Griff am Kragen und geleitete ihn, sanft schiebend, an die Tür der höheren Näherin.

— Bitte, Herr Doktor! . . .

Emil rang noch mit einem Witze, als er über



die Schwelle trat, aber als er über der Schwelle war, fand er nicht einmal gleich Worte zu einer ganz simplen Einführung.

Verflucht nochmal: diese höhere Näherin sah ja aus wie eine . . . ja . . . wie eine Gräfin! Und das war ja wie ein förmliches Boudoir! Die reizenden geblühten Vorhänge! Diese netten Möbelchen! Ein Teppich! Spitzengehänge über dem Waschtisch! Und dieses pompöse Gestell da, dieses Gardinentwerk über glitzernden Messingstangen — mein Gott, in so einem Himmelbette schläft eine Näherin! Wo hat sie denn übrigens ihre Nähmaschine? He? Sie wird doch nicht etwa . . .? . . . Dieses Odeur . . .! . . . Der Schlafrock . . .? . . . Gib Deine Feder ab, Emil, und fleuch in den Bambuswald Deiner chinesischen Charaktere!

Emils Auge, gewohnt an das fahle schwarze Gewirr seiner Schriftzeichen, sah diese neue Umwelt nicht ganz exakt, sondern mehr in einem Schimmer aus eigener Zutat, aber so viel war richtig: Fräulein Gertrud Seubert hatte sich recht geschmackvoll und gemütlich, mit einem unverkennbaren Sinn fürs elegant Trauliche, eingerichtet. Sie hatte den Stil ihrer Persönlichkeit auf ihr Zimmer übertragen. Und dieser Stil, man mußte nur das angenehm üppige, doch nicht übervolle Mädchen ansehen mit ihren schönen blonden Haaren, ihrer weißen Haut, ihren lustigen blauen Augen und den sehr wohlgepflegten kleinen Kinderhänden, dieser Stil war nicht klassisch, nein, gar nicht, sondern eine Art

modernes Barock, aufs amüsante, rundlich ausgeschwungene, bunte gehend. Eine Bestalin, das konnte ein Blinder mit Genuß greifen, war sie nicht, aber Emils bange Fragezeichen drehten die Fühler des Argwohns zu weit. Fräulein Gertrud befand sich in einer sozial unantastbaren Stellung und in einer sehr wichtigen dazu; sie war keineswegs bloß eine höhere Näherin, wie die törichte Frau Kummer mit der übel angebrachten Verkleinerungsfucht der Berlinerin gesagt hatte, sondern sie gehört dem Generalstabe der Berliner Konfektion an, als welche, wie man weiß, die halbe Welt mit Damengarderobe versorgt: sie war Direktrice in einem der ersten Berliner Konfektionsgeschäfte.

Damit ist zugleich gesagt, daß sie das ahnungs- bange Backfischalter schon eine gute Weile hinter sich hatte. Auch im Konfektionsgeschäfte erreicht man die höheren Würden nicht vor einer gewissen Altersreife. In der Tat, es war nicht mehr lange hin, und diese molligen kleinen Füßchen, die augenblicklich in moosgrünen Pantöffelchen mit heliotropfarbenen Schleifen steckten, mußten über die bei Frauen wenig beliebte Schwelle, über der die fatale 30 steht. Aber mit einem so munteren Gesichte, mit diesem festen Fleische, diesen alerten Bewegungen und vor allem mit diesem zuberächtlichen Humor, der dem Leben noch die amüsantesten Überraschungen zutraut — was verschlägt da so ein törichter arithmetischer Lebensabschnitt. Amor rechnet nicht mit Zahlen, sondern mit realen Werten.

Emil der Referendar fühlte sich also etwas beklommen im parfümierten Dunstkreise seiner Nachbarin. Du lieber Gott, hier hatte er sich mit einem „Witz“ einführen wollen! Vor des deutschen Gesandten in Peking Excellenz hätte er nicht vertatterter sein können.

Fräulein Gertrud bemerkte die Schüchternheit mit Wohlgefallen. Gerade das hatte sie jetzt gerne. Sie mochte die betont schneidigen Herren nicht mehr, die die Stiefelabsätze aneinanderschlagen wie Husarenleutnants und aus der deutschen Sprache ein Schnarrwerk machen. Wie sie den schüchternen Emil so vor sich stehen sah, nicht gerade in der Jammerstellung, wie wir sie bei den betrippten Jünglingen des deutschen Lustspiels wahrnehmen, aber doch einigermaßen in verlegener Schräge, da hatte sie gleich ein recht angenehmes Gefühl, wie nett sich hier Bemutterung mit anderweiter Zärtlichkeit verbinden lassen möchte.

Da Emil durchaus nichts sagte, sondern nur zwischen Daumen und Mittelfinger der rechten Hand die spitze Stahlfeder ihr entgegenhielt, so meinte sie, daß es gut sei, ihrerseits Worte verlauten zu lassen.

Sie sprach:

— Jetzt hab ich Sie gewiß in einer wichtigen Arbeit gestört, Herr Doktor! und nahm mit einem hellen Lächeln die ganz warm gewordene Feder aus Emils Fingerflemme.

— Ach, es . . es ist mir ein Vergnügen, Fräulein

lein. Ich habe nur ein bißchen in meinen Kollegheften nachgesehen.

— Und da hab ich Sie nun mit meiner dreiften Bitte herausgerissen! Ich kann mir schon denken, wie unangenehm das ist. Wer weiß, ob Sie nun gleich wieder hineinkommen in Ihre chinesischen Geschichten. Gott, das muß furchtbar schwer sein!

Emil blickte erstaunt auf.

Das Fräulein lachte.

— Sehen Sie, ich weiß schon, was Sie studieren. Ich hab Sie sogar schon chinesisch reden hören!

Emil wurde immer erstaunter, aber zugleich hatte er ein Gefühl der Genugtuung. Da er es selber für keine kleine Sache hielt, sich mit einem Chinesen chinesisch unterhalten zu können, so nahm er an, daß das auch anderen respektabel erscheinen müßte.

Er fragte:

— Mich . . .? Chinesisch . . .? Aber wo denn?

— Ja, antwortete Fräulein Gertrud, ich habe Sie ganz aus der Nähe bewundert, bei Gerson, in der Frühjahrsausstellung! Aber häßlich ist Ihr alter Chineser! So was von Mann! Sind denn die Chinesen alle so?

Jetzt nahm Emil das Gebahren des Wissenden, heiter Wissenden an. Er lächelte und strich sich den Schnurrbart, indem er sprach:

— Sie sollten da nur einmal meinen Süddhine-

sen sehen, Herrn Pan-Wei-Fu aus Nanton! Der ist sogar sehr nett!

— Ja, haben Sie denn gleich zwei Chinesen?

— Eigentlich geht mich nur der Peking-Mann an, der Alte. Ich studiere nämlich Nordchinesisch, die Beamtensprache . . .

— Gott haben denn da drüben die Beamten eine Sprache für sich? Das ist doch komisch! Ach, Herr Doktor, erzählen Sie mir doch ein bißchen!

Die Directrice hatte es sehr schnell ergriffen, daß dieser schüchterne Herr bei seinen Kenntnissen genommen sein wollte. Der Umweg über China war ihr neu, aber amüßant.

Emil war sofort bereit, die Wißbegierde der Nachbarin zu stillen, die ihm nun gleich anfang, sehr sympathisch zu werden. Er ließ sich gern einladen, auf einem der kleinen blausamtenen gepolsterten Stühle niederzusitzen, und er hielt mit seinen Kenntnissen über das blumige Reich der Mitte nicht zurück. Was Fräulein Gertrud auch fragte, Herr Emil hatte eine Antwort.

So saßen sie im roten Lampenscheine recht angenehm beieinander und schoben sich gemüthlich Frage und Antwort über die wunderlichsten Dinge des chinesischen Lebens zu, während das eigentliche Interesse ihres Gespräches sich in konzentrischen Kreisen mehr und mehr an eine nähere Sphäre heranschob. Emil fing schon an, nur noch halb in China zu sein, da stieß Fräulein Gertrud, als es eben auf ihrer Standuhr elf schlug, ein leises Ach! aus:

— Gott, schon elf! Jetzt wird gleich Frau Kummer aus ihrem Kränzchen kommen. hm, ist das dumm! Nicht? Wir waren so nett im Plaudern! Aber so eine alte Tante . . . na, Sie können sich denken . . . da muß man schon . . . Aber, nicht wahr, Sie erzählen mir mal weiter . . . ?

Sie gab ihm über den Tisch weg mit einem unheimlich einladenden Blicke die Hand, und die liberale Machart des Schlafrockes brachte es mit sich, daß dabei der halbe rechte Arm in seiner ganzen weißen Fülle zum Vorschein kam.

Himmel, wie gefiel das dem Referendar! Er ergriff die kleine Hand und — ja, was wollte er denn? — behielt sie eine Weile in der seinen. Währenddessen erklärte er mit großer Bestimmtheit, daß es ihm ein ungemeines Vergnügen sein werde, seinen „Vortrag“ sobald als möglich fortzusetzen. Aber wann?

Die Directrice lächelte:

— Bringen Sie mir doch den Halter herüber, der zu der Feder gehört, Herr Doktor! So kann ich ja doch nicht schreiben!

— Richtig! rief Emil und ließ die Hand los, um sich an die Stirne zu schlagen. So was! Eine Feder und keinen Halter!

Draußen ging eine Tür.

— Herrgott, die Frau Kummer! Wie komm ich nun wieder hinaus . . . ?

— Pscht! machte die Directrice und schob den Kiegel an der Zwischentür zurück. Und nun, ganz

leise, ihm über die Schultern her flüsternd, während sie ihn hinausshob:

— Ich brauche den Halter noch heute . . . In einer Stunde vielleicht . . . Ja? . . .

Die Türe zu.

Emil stand in seiner Stube. Brühheiß stand er da und sah sich erstaunt um.

Dann lief er mit großen Schritten in seinem Zimmer auf und ab: In einer Stunde! Ah! . . . Ja . . . aber . . . am Ende . . . Schließlich will sie wirklich bloß . . . Unsinn!

Indessen, er nahm, als die Stunde vorüber war vorsichtshalber doch den Halter mit.

Die Directrice hat sich sehr darüber amüsiert:

— Doktorchen, im Dunkeln kann ich doch keinen Brief schreiben!

Emil, oder der verführte Referendar — kein Zweifel, das Schicksal hatte es vor, aus ihm ein ganz absonderliches Exemplar seiner Gattung zu machen. Aber wie bei seinen erstaunlichen chinesischen Studien, so fühlte er sich auch bei seinem erstaunlichen „Verhältnisse“ sehr wohl. Er widmete sich ihm mit derselben stillen und stetigen Hingabe wie der Pfingst-Beamtensprache, wenn auch nicht mit demselben guten Gewissen.

Anfangs, am Tage nach dem Abenteuer, hatte er sogar an Flucht gedacht.

Ausziehen! Sofort ausziehen, noch ehe die

Directrice in ihr blauesamtenes Privatmilieu zurückgekehrt war!

Aber das hätte ihm nicht bloß für den angerissenen, sondern auch für den folgenden Monat doppelte Miete gekostet, denn so viel mußte er sich als Jurist wohl sagen, daß die Nachbarschaft eines liebenswürdig aggressiven Mädchens nicht zu den Fällen rechnet, die zum kündigungslosen Aufgeben eines Mietungsvertrags berechtigen. Und als dann Fräulein Gertrud abends ein Papierröllchen durch das Schlüsselloch schob, darauf die Worte zu lesen waren: „Wie geht's meinem kleinen Chinesen? Nicht vergessen: ½12 Uhr!“, da fand er die Idee einer heimlichen Flucht überhaupt unwürdig, unmännlich und absurd. Er hat auch nie wieder Anwendungen dieser Art gehabt. Im Gegenteil: er verliebte sich. So soliden Leuten sind „Verhältnisse“ am gefährlichsten, und wenn ein Schüchtern aufbaut, gibt's gleich einen See.

Feurig und überschwänglich wurde er ja nicht, und zum Versprechen ließ ihm schon das Chinesisch keine Zeit, aber er nahm die Sache gleich tief und bieder. Sein ganzer Grundschak an Bärtlichkeitsgefühlen schwamm nach oben und lud sich breit und gründlich aus. Die Beiwürze des Unerlaubten, Heimlichen (Frau Nummer!) schmeckte ihm zwar ungewohnt und bedrohlich, aber im Grunde doch auch gut. Auch dem soliden Manne gewährt es ja eine wunderliche Genugtuung, wenn er sich einmal still bekennen zu dürfen glaubt: Siehe da, ich bin doch kein Philister!



Zudem war er wirklich in guten Händen. Die Directrice mußte der Sache ein allerliebstes Wesen von bürgerlicher Ordnung zu geben. Alles Wilde, alles, was der guten Kinderstube Emils fatal zuwider hätte sein können, vermied sie. Es war eine säuberliche Art des Unerlaubten. Netter konnte man gar nicht hinter den Kulissen der Moral vergnügt und verliebt sein. Sie ging sogar auf Emils Chinesisch ein. Ihren Namen, Trudel, ließ sie sich chinesisch aufbügeln, so daß To-lu-to-lo daraus wurde, weil ja die Nordchinesen so wunderliche Sprachwerkzeuge haben, daß sie kein R und die meisten anderen Konsonanten wenigstens nicht als Auslaut aussprechen können. Alles das lernte sie mit spaßiger Aufmerksamkeit und auch: wo ai ni (ich liebe Dich) konnte sie sehr hübsch sagen. Emil repetierte direkt mit ihr des Abends, was er in der Frühe im Seminar gelernt hatte, wenigstens, soweit es die Zeit und die Notwendigkeit, in Flüstertönen zu sprechen, erlaubte.

Diese Notwendigkeit fiel nur an den Sonntagen weg, die man zu allerlei Ausflügen benutzte. Man bevorzugte dabei durchaus die Teile der Berliner Umgebung, die nicht völlig mit Butterbrot-papieren und ähnlichen Dokumenten Berlinischer Naturschwärmerei garniert sind. Im Tegeler See gibt es ein paar kleine heimliche Inseln, wo verliebte Leute die Natur ganz ungestört auf ihre Art genießen können. Da gingen sie gerne hin. Eigentlich waren To-lu-to-lo's Kleider zu elegant für

Schönen, aber da sie vom Metier der schönen Kleider war, hatte sie nicht das Bedürfnis, mit ihnen vor der Welt Staat zu machen.

Ach ja, sie waren sehr glücklich so miteinander. Ein halbes Jahr verfloß in völlig ungetrübter Zärtlichkeit, und Emil nahm, wie an Chinesisch, so auch an Liebe immer noch zu. Der Gedanke, nach China zu gehen, war ihm schon gar nicht mehr sehr verlockend, denn daß ein Dragomanatsseleve sich in Peking mit einer Berliner Directrice vorstellen sollte, war ebenso ausgeschlossen wie die Möglichkeit, To-lu-to-lo ihrer Konfektionstätigkeit in der Jägerstraße zu entziehen. Bis zur Diplomprüfung war es freilich noch ein ganzes Jahr hin. Aber was ist ein Jahr für ein kümmerlicher Zeitabschnitt, wenn man so verliebt ist wie Emil. Er fing an, China zu verwünschen und auf eine Revolution in Peking zu hoffen, die den Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit diesem gefährlichen Lande herbeiführe.

To-lu-to-lo war ruhiger. Sie fand den kleinen Chinesen immer noch sehr nett, und wie das alles in so guten, glatten Geleisen lief, das behagte ihr schon recht wohl, aber Perspektiven in die Ewigkeit hatte sie von vornherein nicht angelegt, und überdies konnte sie sich vorstellen, daß eine kleine Abwechslung am Ende auch nicht bitter wäre.

Wenn die Sonntagsausflüge jetzt mehr in belebtere Gegenden, am liebsten in Konzertgärten,

gerichtet wurden, so war das ausschließlich ihr Werk. Sie wollte plötzlich „Menschen sehen“.

— Man muß sich auch ein bißchen unterhalten, sagte sie.

— Aber hast Du nicht mich? sagte er.

— Freilich, mein Süßes, aber Dich hab ich ja auch so, und das mit dem Unterhalten mein ich überhaupt anders.

— Aber wie denn?

— Na ja, so, weißt Du, daß man mal neue Gesichter . . . Du, sag mal, kannst Du nicht mal Deinen Chinesen mitbringen? Das stell ich mir riesig drollig vor, mit einem Chinesen unter den Zelten!

— Herr Kuei geht Sonntags nicht gerne hin, wo viele Menschen sind.

— Na, dann bring einfach den anderen Onkel mit, den Südlichen. Oder fürchtet der sich auch vor den Berlinern?

— Nein, aber . . . der Kanton-Mann . . . ich muß Dir offen gestehen . . . der ist mir nicht gerade sehr angenehm . . . Mit Damen kann man ihn eigentlich nicht gut zusammenbringen. Er . . . weißt Du . . . er hat so orientalische Begriffe . . . ja . . . und er soll manchmal direkt frech werden.

— Na, Gott, wenn er doch ein Chinese ist.

— Ja, ja, Du mußt mich nicht falsch verstehen; ich mache ihm keinen Wortwurf. Er hat eben andere Kulturanschauungen, aber ich mag Dich doch keinen Dummheiten bei ihm aussetzen.

Lo-lu-to-lo lachte:

— Bist Du komisch! Jetzt soll sich eine Berlinerin vor einem Chinesen fürchten! Nu erst recht! Ich will Dir doch zeigen, daß ich mit so einem gelben Onkel fertig werde.

Nun so war denn freilich kein Ausweg; Directrice kommt von dirigieren. Am Sonntag, der auf dieses Gespräch folgte, traf man sich mit Herrn Pan-Wei-Fu in der Flora zu Charlottenburg.

Der Herr aus Kanton war wirklich ein schöner Chinese. An den Typus des Apollo von Belvedere zu erinnern verbot ihm freilich seine Eigenschaft als mongolischer Mensch, aber mongolisch genommen konnte er sich sehen lassen. Bismlich lang und sehr schlank, in den Bewegungen eine würdevolle Steifheit, leise belebt durch eine gewisse Eleganz von selbstbewußter Grazie; die Gesichtsfarbe durchaus creme; die Augen schwarz und funkelnd wie überreife Brombeeren, nicht übertrieben schief liegend und auch nicht allzu schmal; die Nase beträchtlich, der Mund etwas aufgeworfen mit sehr vollen Lippen; der bis auf den Hinterkopf glatt rasierte Schädel schmal und lang; der glänzend schwarze Zopf zweifellos echt und voll, bis in die Kniekehlen hangend. Seine Hauptzierde und sein Stolz aber waren die überaus feingegliederten Hände mit den tadellos gehaltenen langen Nägeln.

Er hatte sich, wenn auch nicht mit dem Staatskleid des Gelehrten von Rang, so doch mit einem besonders kostbaren Gewande angetan: das Unter-

Kleid moosgrün, das Oberkleid hechtblau, in den Ärmelöffnungen ultramarin. Statt des gewöhnlichen Klappfächers trug er einen runden Stielfächer, der auf gelber Seide reiche bunte Bemalung aufwies. Auf fünf Meter hin verbreitete er ein Gedüfte von Moschus und Kampfer.

Hocherhobenen Hauptes trat er auf seinen dickfilzsohligen braunen Stiefeln einher, und als ihm To-lu-to-lo vorgestellt wurde, legte er die leise geballten schönen Hände sanft aneinander und schüttelte sie mit vollendetem chinesischem Anstande ein paarmal der Directrice entgegen. Dann sagte er sofort:

— China-Mann sehr lieben Berlin-Weib. Ja! Gewiß! Gewiß! Immer! Sehr!

Dazu machte er ein überaus seriöses Gesicht, indem er To-lu-to-lo mit weit geöffneten Augen bis ins einzelne musterte. Als er damit fertig war, wandte er sich zu Emil und erklärte:

— Gut! Dick! Ja! Sehr!

Die Directrice fand das reizend und lachte mit vollem Gesicht, indem sie ihre chinesischen Kenntnisse verwendete und fragte:

— Hao-pu-hao? (Wie geht's Ihnen?)

— Hen hao! Hen hao: (Sehr gut!) antwortete entzückt Herr Pan, schob Emiln, der an To-lu-to-lo's Seite ging, entschlossen weg und begab sich an den freigewordenen Platz.

Emil erklärte ihm mit den besten chinesischen Höflichkeitswendungen, daß das des Landes nicht

der Brauch sei, aber der Herr aus dem chinesischen Süden erwiderte bloß in einer Art von Hammer-rhythmus deutsch:

— Das geht! Ja, ja! Das geht!

Er wollte damit sagen: Sie haben ja so recht, aber ich bin aus Kanton.

Emil war entrüstet und hätte gewünscht, daß es To-lu-to-lo auch gewesen wäre. Aber die war sehr vergnügt. Sie fand den offenherzigen China-Mann nicht bloß amüſant, sondern auch viel interessanter als den säuberlichen Emil, der immer bloß mit den Augen flüsterte. Er drängte sich ja bedenklich nahe an sie heran, und sein Geruch war ein bißchen bedrückend, aber sie empfand doch eine sehr eigene, ganz neue und gar nicht unangenehme Sensation. Sie hatte ursprünglich gedacht, der Chinese würde ein bißchen eklig sein, aber nein, gar nicht! Im Gegenteil, anziehend, sehr anziehend! Alles an ihm fand sie so . . . so . . . rätselhaft . . . so angenehm merkwürdig . . . so . . . na ja, daß man ganz dahinterkommen möchte.

Sie gab sich ausschließlich mit Herr Pan ab und nahm den empörten Referendar nur noch als Dolmetscher in Anspruch:

— Du, sag ihm mal, ich möchte gerne wissen, ob er außer seiner richtigen Frau auch noch ein paar Gemahlinnen zweiten Ranges hat?

— Aber To-lu! Das schickt sich doch nicht!

Er mußte aber doch fragen.

Zur Antwort hob Herr Pan drei Finger empor und lachte:

— Ja! Ja! Gewiß! Sehr! Das geht!  
Das geht!

Und To-lu-to-lo:

— Nun frag ihn mal, ob sie nett sind, seine Frauen.

— Aber To-lu! Was muß er sich denn nur von Dir denken!

Er mußte aber doch fragen.

Herr Pan wiegte sein schmales Haupt hin und her, dann rief er:

— Das geht! Das geht!

Diesmal sollte das heißen: Wie man's nimmt! Augenblicklich bin ich für Sie, mein Fräulein.

Er wurde aber noch deutlicher in der Zeichensprache. Er nahm To-lu-to-lo's rechten Zeigefinger und plazierte ihn neben die drei Finger, die seine Gattinnen vorstellten. To-lu-to-lo wollte sich ausschütten vor Lachen, aber Emil fand diese stumme Werbung schamlos und impertinent. Er ballte seinen chinesischen Wortschatz zu einer zornigen Abfanzelung zusammen, die Herrn Pan an seine Pflichten als Ehemann und an seine Stellung als kaiserlich deutscher Lektor des Südchinesischen am orientalischen Seminar erinnern sollte.

Aber der entartete Gatte und Lektor hatte wieder bloß sein leidenschaftsloses Universalwort:

— Das geht! Das geht!

Ein gewisser Ton darin zeigte deutlich, daß es diesmal heißen sollte: Junger Mann, kümmern Sie sich nicht um chinesische Sittengesetze!

In diesem Stile, an dem To-lu-to-lo sehr viel, Emil aber gar keinen Gefallen fand, ging es fort, bis es Zeit war, die Flora zu verlassen und irgendwo in Berlin zu Nacht zu essen. Emil bemühte sich, dem zügellosen Mann aus Kanton klarzumachen, daß er es für seine Pflicht halte, ihn vorher in seiner Pension abzuliefern, aber Herr Pan erklärte, daß es die chinesische Höflichkeit nicht zulasse, eher nach Hause zu gehen, als eine Dame, mit der man sich gut unterhalten habe. Emil mußte sogar seine Beche bei Kempinsky mit bezahlen und schließlich auch die Droschke, in der er den vom Champagner überfidel gewordenen Gelehrten der sechsten Rangklasse nach Hause schickte. Noch aus dem Droschkenfenster heraus sandte Herr Pan merkwürdig stilisierte Fußhände an To-lu-to-lo, unablässig mit dem Kopfe nickend und laut rufend:

— Das geht! Das geht!

Zwischen Emil und To-lu-to-lo gab es eine Szene.

Der Referendar durchlief dabei die ganze Tonleiter des beleidigten Liebhabers, vom dumpfgrollenden Tremolo des schmerzlichen Wortwurfs bis zu den schrillen Fistelhöhen gebietender Energie. Die Direktrice aber, wenn sie nicht einfach: Das geht, das geht! erwiderte, indem sie sich vor Lachen nicht zu halten wußte, beschränkte sich darauf, in mannigfachen Nuancen den Standpunkt zu betonen, daß sie doch nicht seine Frau sei.



— Überhaupt bist Du komisch. Ich habe Dir ja noch gar nicht gesagt, daß ich in den Chinesen verliebt bin.

— Schämen sollst Du Dich, schämen! Erstens vor mir und dann vor dem . . . dem Chinesen!

— Aber so was! Schämen? Weil ich ihn nett finde und Dich langweilig?

— To-lu . . .? Ich sage Dir . . .!

— Was denn?

— Bring mich nicht um den Verstand!

— Das geht! Das geht!

— To-lu! Das hätt ich nicht von Dir gedacht. Sieh mal, wir sind doch immer so nett zusammen gewesen, und Du liebst mich ja doch noch . . .

— Ja, ja, ja! Gewiß! Sehr! Immer!

— To-lu! Ich sage Dir: Das laß ich mir nicht gefallen!

— Nicht?

— Du denkst wohl, ich bin ein kleiner Junge? Wie? Ich sage Dir . . .!

— Na, nu hör aber bloß auf! Bange machen gilt nicht! So was! Schlaf Dein Gift aus! Das mag ich nicht, so ein Getue. Gute Nacht!

Sie waren an ihrem Hause. Die Direktrice ging voran. Er mußte, wie sie es Frau Kummers wegen immer hielten, noch eine Viertelstunde unten bleiben.

Gott, wie fühlte er sich unglücklich, als er auf dem Trottoir drüben auf- und ablief, immer den Blick nach To-lu-to-loß Fenster, hinter dessen Gar-

dine er ihre Gestalt sehen konnte. Zum Weinen war ihm, zum Weinen! Aber vielleicht ging alles noch gut, wenn er nachher in aller Liebe ihr bewiese, wie unrecht sie handelte. Er pries zum ersten Male die Notwendigkeit, zu flüstern. Flüsternd und im vertrauten Dunkel kann man sich doch nicht zanken.

Das Licht in To-lu-to-loß Zimmer erlosch. Nun konnte er hinauf. Nie hatte er es so gefühlt, wie lieb sie ihm war, als jetzt, wie er sein Zimmer betrat und in sich die Worte erwog, die leisen, heißen Worte, die er zu ihr sprechen wollte.

Aber der Kiegel war vorgeschoben.

Emil erschrak ins tiefste. Ihm war wie obdachlos.

— To-lu!

Keine Antwort.

— Ich bitte Dich, To-lu!

Er hat noch ein paarmal gerufen, aber sie hat nicht geantwortet.

Bald hörte er an ihren Atemzügen, daß sie schlief. Er legte sich nicht einmal ins Bett.

Die Wollust des Schmerzes ist eine spezifische Gabe der Thyrier; Referendaren ist sie meist versagt. Emil dachte nicht einmal daran, sich rhythmisch zu entladen; nein, er schrieb, mit Einhaltung der Höflichkeitsränder oben, unten und an den Seiten, sehr deutlich und mit unverkennbaren Anklängen an jenen Juristenstil, der mit der deutschen

Sprache einige Worte gemeinsam hat, einen acht Seiten langen Brief. Darin wies er zwingend nach, wie unrecht die Direktrice händle, indem sie zu ihrem üblen Betragen in der Flora und bei Kempinsky nun auch noch Troß, Hohn und Lieblosigkeit füge. Kein Zweifel, daß es eigentlich an ihr sei, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; aber sie sei ein Weib, und also wolle er sich nicht auf den Standpunkt kalter Rechtserwägungen stellen. Er habe sie viel zu lieb dazu; hier sei seine Hand; alles möge vergessen sein. Er werde sie nie daran erinnern, wie weh sie ihm getan habe. Möge nun aber auch sie ihm mit doppelter Liebe entgegenkommen.

Dieser Brief bereitete ihm dieselbe Genugthuung wie einem Lyriker ein schmerzhaft zärtliches Gedicht. Er fühlte sich, während er ihn schrieb, intensiv und angenehm als stoisch milden, aber doch unentwegten Mann, und als er ihn geschrieben hatte, kam eine große Zuversicht über ihn: Jetzt wird sie erst ganz meine Liebe und meinen Wert begreifen; gepriesen sei dieser törichte Chinese, daß er mir Gelegenheit gegeben hat, ihr einmal mehr aus mir zu offenbaren als die untergebene Zärtlichkeit des verliebten Jünglings.

Er schob, als sie nach Hause gekommen war, den Brief durch den Türspalt und hustete dreimal energisch dazu.

Die Direktrice hatte so etwas erwartet und lächelte bloß, als sie das Papier niederfallen hörte.

Sehr neugierig auf seinen Inhalt war sie nicht. Sie zog sich erst hübsch langsam aus, und zwar bis aufs Hemd, lockerte mit dem üblichen Seufzer der Erleichterung (den sich Emil als Neuseufzer auslegte), das Korsett und kroch in ihren blausamtenen Schlafrock. Dann begab sie sich ans Teemachen, freute sich am blauen Aufschlag der Spiritusflamme, sah wohlgefällig zu, wie das Feuerchen sich um die Nidelfanne schmiegte, wartete, indes ihre Augen sich im Schauen weiteten, auf die ersten herauspuffenden Stöße des Dampfes und goß dann mit einem Ausdruck von Befriedigung das sprudelnde Wasser über das Kraut. Drei Minuten muß er ziehen, dachte sie sich, ja nicht länger. Nun die schöne, kleine, grüne Kanne mit dem elegant gebogenen Schnabel! So! Und nun das chinesische flache Täßchen — ob das aus Kanton ist? Fein riecht er, der Tee! Nichts schmeckt besser dazu als Ingwerbiskuits. Die legte sie sich immer schon früh bereit, immer eins halb aufs andere, wie Binnsoldaten, wenn sie in der Reihe umgefallen sind, auf einer netten Majolikaschale. Nun trinken und schnabulieren!. Nachher so ein langes, dünnes Zigarettchen! . . . Ob die Chinesen eigentlich den Tee auch so machen? Sie sollen keinen Zucker daran tun. Ob das schmeckt? . . . Nee! Bitter! Brr! Ein Stückchen muß hinein! . . . Wenn der Chinese bloß nicht so nach Kampfer und Moschus rüchete. Ob man ihm das abgewöhnen kann? . . . Die Hände sind entschieden das Schönste an ihm . . .

Sonst ist er ein bißchen schmal . . . Überhaupt: so merkwürdig unfleischig . . . so wie aus Elfenbein der ganze Mensch . . . Waden hat er wohl überhaupt keine und Muskeln mal sicherlich nicht . . . Aber trotzdem, das ganze Auftreten so bewußt, so bestimmt, so angenehm unverschämt. Drollig! Aber doch, eigentlich lustig kann man sich nicht über ihn machen. Er kann gewiß recht wild werden . . . Und so verliebt . . .! Ich möchte eigentlich wissen, ob er . . . Na, ich denke . . . Ein bißchen Angst hätt ich schon . . . So ein Chinese! Chi-ne-se! . . . Vier Frauen hat er . . . komisch. Na ja, China! . . . Wie er einen ansieht, so durch die Kleider durch . . . eigentlich ist es doch ein bißchen . . . Aber es hat was: Weil er eben ein Chinese ist! . . . Einmal ist er mir mit seinen langen Fingern ein Stück in den Armel 'raufgefahren — warme Knochen! Ich fühl's noch . . . Merkwürdig, durch und durch ging's . . . Ich kann mir denken, daß er einen ganz verrückt machen kann . . . Ob er sich eigentlich den Zopf im Bette aufmacht? Gott muß das aussehen! Der lange, dürre Mensch, und hinten so eine schwarze Haarlatte 'runter bis in die Kniee . . . Strümpfe haben sie überhaupt keine und Hemden auch nicht . . . komisches Volk doch . . . Aber ein feiner Kerl ist er! Wenigstens mal was anderes als unsere . . .“

Da fiel ihr der Brief ein, der da an der Türe lag.

— Der gute Emil. Na ja . . . er ist ja recht nett

und lieb. Aber auf die Dauer . . . Und nun will er gar so sein! Was denkt er sich denn eigentlich? Das wollen wir denn doch lieber nicht einführen! — — Also, was schreibt er?

Sie holte den Brief, zündete sich eine Zigarette an und las. Kopfschüttelnd. Als sie fertig war, sah sie nach der Türe zu Emils Zimmer und schüttelte den Kopf wieder. So, wie wenn jemand gar nicht begreifen kann, was der andere will. Aufgeregt war sie gar nicht. Nach einer Minute auch schon nicht mehr erstaunt.

Sie ging an ihr kleines Schreibtischchen, wo eine Herde Pinscher und Katzen aus Chenille stand, nahm ein steifes ockergelbes Kärtchen mit Goldschnitt und schrieb darauf: „Du bist wohl nicht ganz munter!!??“

Das ockergelbe Kärtchen ging nicht ganz leicht durch den Türspalt. Sie mußte es mit Gewalt hineinschieben, aber kaum, daß es ein Stückchen hineingedrungen war, fühlte sie auch schon, daß es drüben ergriffen und herangezogen wurde.

Da mußte sie wieder lächeln.

Emil dagegen . . .

Was ist die Wirkung des blauen Briefes auf einen alten Hauptmann gegenüber der Wirkung dieser gelben Karte auf den jungen Referendar! Er empfand nicht bloß die schönen Worte als Harpunen in seinem Herzen, sondern, angefüllt mit dem Lehrstoffe der chinesischen Klasse, wie er war, sah er auch in der Wahl der Kartenfarbe schlangen-

hafte Perfidie: Gelb, die Farbe des chinesischen Drachens!!

— Oh, dieses niederträchtige Weib!

Von der Höhe seiner männlichen Zueversicht fiel er in einen sumpfigen Abgrund der Verzweiflung.

Kein Zweifel, es war endgültig alles aus! Verstossen war er, um eines schlitzäugigen, zopfigen, knöchigen, blöden, frechen Chinesen willen verstoßen.

Wollte sie ihn verrückt machen?! Wollte sie ihn . . . ah, oh, . . . was sollte er denn tun?

Die Tür einschlagen? Hinüberstürzen!?

Diese heroische Anwandlung war aber nur wie das letzte Aufblähen der Flamme eines Stearinlichtes. Gleich war's vorbei, und ihm blieb bloß die große Niedergeschlagenheit, dieses Gefühl: Da lieg ich und bleib ich liegen, und wenn ein Lastwagen kommt, ich steh nicht auf. Und: Ach, wenn doch ein Lastwagen käme . . .!

Emil hat noch ein paar Versuche gemacht, die Direktrice wiederzugewinnen. Briefe in einem weniger männlich-logischen Stile, Briefe mit Anflügen von weihevoller Schwung, Briefe ohne Einhaltung der Höflichkeitsränder, kurzum: Briefe, die eine Hyäne besänftigt hätten — aber Fräulein Direktrice fand sie bloß „kalbsledern“. Sie hatte wirklich keine Zeit mehr für diesen Referendar mit den wasserblauen Augen und den ewig gleich fänselichen Bärtlichkeiten. Das war ja einmal sehr nett

gewesen, und es hatte ihr recht wohl gefallen, so ein großes Baby zu haben, aber kann man neben einer Feuerlilie noch ein Vergiftmeinnicht ansehen?

Herr Pan war die gepantherte Feuerlilie, die Fräulein To-lu-to-lo nun mit viel Sorglichkeit und Liebe in ihr Beet pflanzte. Ganz offenkundig betrieb sie ihre exotische Liebhaberei.

Dieser schamlose Rektor entblödete sich nicht, Sonntags schon früh um acht bei ihr zu erscheinen. Dann fuhren sie um 12 Uhr zusammen aus, in offener Droschke natürlich, ein Skandal und Schauspiel für die Nachbarschaft. Wie ein Pfauhahn sah der Kerl jetzt immer aus, wie ein chinesisches Gigerl! Apfelgrünes Oberkleid mit eingewobenen Pfirsichblüten, himmelblauer Beinrock mit Goldbrokat. Dazu ein rotes Band in den Zopf geflochten und diese lächerliche goldbraune Tellermütze auf und am Gürtel den rotledernen, dick mit Gold bestickten Pinselköcher und in der Hand einen geradezu wahnwitzigen Sonnenschirm. Das Seminar sollte doch wirklich einschreiten gegen ein so operettenhaftes Betragen! Und sie! Was an Farben ihm etwa fehlte, trug sie an sich. Weil dieser elende Kantonese das Grelle, Bunte liebte, hielt sie es für nötig, in allen Farben zu schillern wie die Horndede eines Rosenkäfers. Und die Hüte! Empörend! Schamverlezend! Die Natur scheute sich, Farben von dieser herausfordernden Frechheit hervorzubringen; wenigstens kam es dem Referendar so vor, als gäbe es dieses „Farbengewieher“ auf der ganzen Welt



nicht, außer auf diesen zur höheren Ehre des Herrn Van komponierten Güten der Direktrice. Und dabei konnte er sich nicht unklar darüber sein, daß er sie entzückend schön fand, diese „Person“, daß er hinter der Droschke hätte herlaufen mögen, um sie nur länger zu sehen, daß er . . . . ach Gott: es blieb ihm ja doch nichts anderes übrig, als stumm zu dulden.

Freilich, Wand an Wand weiter hier mit ihr in einem Hause zu wohnen, das überstieg seine Kräfte. Noch es nicht durch den Türspalt nach Kämpfer und Moschus? Mußte er nicht zu den schmerzlichsten Schlüssen gezwungen werden, wenn er konstatierte, daß sie niemals mehr abends vor 11 Uhr und Sonntags Nacht überhaupt nicht nach Hause kam?

— Frau Kummer, hier haben Sie die Miete für nächsten Monat; ich ziehe heute aus.

— Ja . . . aber . . . Herr Doktor . . . ?

— Ich . . . ich muß. Es tut mir leid.

— Aber nee, so was! Alle zwei Zimmer leer, und Knall und Fall!

— Was, alle beide Zimmer? . . . ?

— Ja freilich, das Fräulein zieht ja auch! Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! In die Dorotheenstraße zieht sie, als ob's dort schöner wäre.

— Dorotheenstraße . . . !?

Das war zuviel! Also in die nächste Nähe des Menschen, wenn nicht gar in dasselbe Haus!

— Wann zieht sie denn?

— Die Woche noch, und hat doch das ganze

Vierteljahr schon bezahlt. Ich weiß nicht! Ich weiß nicht! . . . Ungezieser gibt's keins, reine wird auch alles gemacht, kein Titelchen fehlt . . .!

Sie zuckte mit dem Kopfe mechanisch hin und her und riß die Augen auf. Auf einmal schien ihr eine Idee zu kommen. Sie unterbrach ihr zuckendes Kopfgeschüttel und sah den Herrn Referendar boshaft fragend an:

— Entschuldigen Sie, Herr Doktor — aber am Ende ziehen Sie auch in die Dorotheenstraße . . .?

— Nein! Überhaupt: ich ziehe gar nicht.

— Na nu aber!

Frau Kummer mußte sich aufs Sofa niedersetzen.

— Jetzt weiß ich gar nichts mehr! Bin ich denn drehend? Aber sagen Sie mir doch nur . . .

Emil sagte nichts. Er fühlte nur immer: Dorotheenstraße!

Die Direktrice war ausgezogen, aber geholfen war dadurch nichts. Denn wenn er auch sie nicht mehr sah, so mußte er doch ihren chinesischen Liebhaber täglich erdulden.

Die südchinesische Klasse war aus Mangel an Teilnehmern geschlossen worden, und Herr Pan wohnte nun den nordchinesischen Stunden bei, weil er wenigstens beim Schreiben mit unterweisen konnte.

Da saß er nun wie ein triumphierender Trutbahn dem bedrückten Emil täglich zwei Stunden

lang gegenüber und machte sich ein Vergnügen daraus, seine unterweisende Aufmerksamkeit besonders ihm zu widmen. Regelmäßig zu Beginn jeder Stunde richtete er einen Gruß von To-lu-to-lo aus, und die Brombeer-Augen funkelten dabei höhnisch. Aber auch sonst unterließ er es nicht, dem armen Referendar ab und zu ein paar Splitter ins Fleisch zu schieben.

— Bitte lesen das!

Emil sah vier Zeichen auf hochrotem Papier. Schwere Zeichen, seltene. Endlich hatte er das erste: To!

— Sche, sche! (Richtig!)

Das zweite fand er nicht. Sein Nachbar war glücklicher: Lu!

— Sche, sche!

Jetzt fühlte Emil den Splitter und verzichtete darauf, sich an der Enträtselung der übrigen Zeichen zu beteiligen.

To-lu-to-lo! erklang es im Kreise. Der Chinese hüpfte vor Vergnügen und schrieb's groß an die Wandtafel: To-lu-to-lo.

Die Zeichen hießen auf Deutsch: Fremd kommt zu fremd und wird vertraut.

Das ist wohl wieder eine von diesen chinesischen Gnomen, deren innerer Sinn sich uns versagt, dachten die übrigen. Emil aber begriff, packte seine Hefte zusammen, empfahl sich bei Herrn Kuei-Lin und ging.

Nein, das konnte er nicht ertragen! Der Ber-

lust des Mädchens allein war seiner Seele schon eine schmerzliche Wunde, aber sich täglich von diesem höhnischen Hallunken mit seinen langen Fingern drin herumstochern zu lassen — nein! Ein Ende! Ein Ende!

— Wenn ich zu ihm ginge und es mir verbäte!? Unsinn!: „Das geht! das geht!“

Und dazu dieses infame Gegrinse.

Fortwährend sah er dieses Gesicht mit dem niederträchtigen dummschlauen Zuge vor sich.

Unerträglich! Diese Bifage! Dieser Geruch! Diese Sprache!

Alles Chinesische war ihm plötzlich eine große Widerwärtigkeit.

Oh, diese Rasse! Verlogen! Verkommen! Verfeucht! Heimtückisch! Feige! Frech! Grausam! Häßlich! Schadenfroh!

Und diese Sprache! Ein Gebell! Ein Geflapper mit Holzklößen! Ein ungefüges kindisches Gepappel!

Dann kam das Klima dran, der Fremdenhaß, der Schmutz, der mangelnde Komfort, die weite Entfernung des Landes.

— Ein dummer Streich, weiß Gott, ausgerechnet in das unliebenswürdigste Land der Erde gehen zu wollen! Die Konsulatskarriere — ja: ein guter Grundgedanke! Aber warum gerade unter diesen gelben, verlogenen, verkommenen usw. usw. Fragen? Da war Japan! Persien! Indien! die Türkei!

— Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein!

— Zumal die Türkei. Er machte es sich klar, daß die Türkei wie für ihn geschaffen wäre. In jeder Hinsicht.

Aber die Hauptsache, die er sich indessen nicht als solche eingestand, war wohl der Umstand, daß die türkischen Stunden nachmittags lagen, so daß er sicher sein konnte, um diese Zeit keinen Chinesen im Seminar zu sehen.

Ein Ende! Ein Ende! Und wenn das gleich so viel bedeutete, wie etwas Neues anfangen müssen. Nur nichts Chinesisches mehr! Wie Gift lag's in seinem Gehirne, dieses Tsching und Tschang und Lo und Lo! Hinaus mit ihm! Hinausgekehrt mit türkischem Besen! Hinter die Bücher! Hinter die Bücher! Nichts hören, nichts sehen, nichts denken als Türkisch!

Und so geschah's. Emil verschwand aus der chinesischen Klasse und tauchte in der türkischen wieder auf. Die chinesisch gebliebenen Referendare wunderten sich sehr darüber und fanden keine Erklärung, desgleichen die Studenten. Aber Herr Pan-Wei-Fu grinste und spielte mit einem ocker-gelben Zettel, auf dem zinnoberrot die Zeichen standen: Lo-lu-to-lo.

. . . Fremd kommt zu Fremd und wird vertraut . . .

## Lebercht der Gestrenge

In einer kleinen Stadt Niederschlesiens tanzelt als Pastor primarius mein ehemaliger Freund Lebercht Wacker. Der Kreisarzt, der Amtsrichter und der Apotheker, als welche drei die Fahne des Liberalismus in dieser kleinen Stadt hochhalten (meist bei einer merkwürdigen Marke Rotwein, die sich Saint-Julien nennt, aber ganz gewiß aus dem nahegelegenen Grüneberg stammt), heißen ihn bloß Lebercht den Gestrengen und finden, daß er ganz „unangenehm schwarz“ ist. Das geht aber weder auf die Farbe seines Haupthaars noch seines Bartes, denn beide sind ihm sehr blond, fast rötlich, sondern auf seine theologische Seele.

— Stöcker in Duodez! sagt grimmig lächelnd der Amtsrichter.

— Ein anmaßender Mucker! pflichtet der Kreisarzt bei.

— Ein unausstehlicher Pietist! erklärt der Apotheker.

In der That kann nicht geleugnet werden, daß mein ehemaliger Freund keiner von den freundlichen Pastoren ist, die gemüthlich predigen und im Privatleben gutmütig behaglich lächeln. Wenn er

so auf der Kanzel steht, sehr steif, zusammengekniffenen Mundes, die kaltblauen Augen unverwandt gerade aus, so fühlt man, auch ehe er spricht, sogleich, daß dieser Mann mehr für den strengen als den linden Kanzelstil ist. Und wenn er anhebt, zu reden, so bläst es kalt über die Häupter der Gemeinde weg, die sich gleich duckt. Er spricht nicht gerade gut und gar nicht leidenschaftlich, er predigt nicht einmal im eigentlichen Sinne, — er dekretiert.

— So und so seid ihr, und so und so solltet ihr sein, also seid ihr auf dem falschen Wege. Ich aber sage euch: kehrt um!

Dann kommen praktische Nutzenwendungen, sowohl allgemeiner als auch sehr spezieller Art, scharfe Anklagen der Zeit und Welt im ganzen und der lutherischen Gemeinde von K. im besonderen. Den Bilderschnuck der Sprache liebt er dabei nicht, Iyrische Anwandlungen sind ihm fremd, und was er an Pathos besitzt, braucht er polemisch herbe auf, statt es nach Art der schwärmerisch gottlobesamen Kanzelredner seelenbrünstig zum Preise der erhabenen Weltordnung aufzurollen als einen gewaltigen Wortteppich. So ist er auf der Kanzel. Noch mehr beinahe steckt er den Gestrengen bei den übrigen Handlungen seines Amtes heraus. Besonders rigoros ist er in Aberkennung des Myrtenkranzes bei Bräuten, die den Termin spezifisch ehelicher Zärtlichkeiten nicht ganz genau eingehalten haben. In diesem Punkte ist er erstaunlich gut unterrichtet, und es heißt, daß er die erotischen Beziehungen sei-

ner Gemeinde von Spionen überwachen läßt, wie der Staat revolutionäre Umtriebe. Soviel ist gewiß, daß er großen Wert darauf legt, das Privatleben seiner Herde, bis unter die Bettdecke genau, zu kennen. Da er sich zu diesem Zwecke der Ohrenbeichte als Lutheraner nicht bedienen kann, und da die guten Leute von K. ihm ihre intimeren Heimlichkeiten nicht freiwillig anvertrauen, so ist er darauf angewiesen, nach Möglichkeit selber nachzusehen, und da mag es wohl sein, daß er denjenigen seiner Gemeindeglieder manchmal etwas lästig erscheint, die, ohne gerade stolze Britten zu sein, dem Grundsatz huldigen: my house is my castle.

Ohne Zweifel tut Leberecht auch mancherlei Gutes, zumal an Kranken, Alten und Armen. Aber er tut es in recht eigentlich unmilder Art. Indem er unterstützt, erhebt er nicht zugleich, sondern drückt eher nieder. Wenn er in ein Haus tritt und die Mitteilung einer Unterstützung bringt, so verbreitet er doch nicht Licht und Wärme und macht keine helle Freude. Denn es ist keine Wärme, kein Licht, keine Freude in ihm. Er hat nicht das Lächeln und die leicht aufliegende Hand des geistlichen Freundes, sondern er ist immer der geistliche Lehrer und Richter, der stets auch züchtigt, indem er mitteilt.

In seinem eigenen Hause handelt er nicht anders. Wie er selbst die Gabe des Lächens nicht besitzt, ja nicht einmal richtig zu lächeln weiß, so trägt auch seine Frau, die magere Pauline, beständig



einen tief eingegrabenen Ernst zur Schau, und selbst seine Kinder, der sechsjährige Fürchtegott und die fünfjährige Johanna, haben schon Leberrecht- und Paulinengesichter. Man wundert sich fast, wenn sie Vater und Mutter sagen; man erwartet, daß sie ihre Eltern mit Herrn Pastor und Frau Pastor anreden werden. Die Dienstboten halten es in Leberrechts Hause nur kurze Zeit aus, obwohl die Küche dort gut und die Arbeit nicht übermäßig ist. Denn sie dürfen nie auf den Tanzboden gehen, und das Singen bei der Arbeit ist durchaus verpönt.

Für das ganze Wesen Leberrechts gibt es eigentlich kein deutsches Wort; man kann nur triste sagen. Es ist der vollkommene Ausschluß alles Heiteren, der diesem Wesen sein Gepräge gibt. Mir ist es immer so vorgekommen, als fehlte es meinem ehemaligen Freunde, seitdem er Pastor ist, am Eigentlichen des christlichen Menschen. Er ist ein strenger Diener seiner Kirche, ein theologischer Beamter von äußerster Gewissenhaftigkeit, ein dogmatischer Bureaukrat. Es fehlen keineswegs die respektablen Eigenschaften dieser Menschenklasse, er ist, wie er ist, geradezu musterhaft für diesen ganzen Menschenschlag, es fehlen aber auch nicht die weniger lobwürdigen Eigenschaften des Bureaukraten, der bloß Bureaukrat ist. Besonders Pedanterie und Herrschsucht treten deutlich hervor. So ist Leberrecht in der That keine gerade angenehme Figur, und auch ich, der ich durchaus keine Generalantipathie gegen die Theologen unter den Menschen empfinde, nehme

meinen Weg gern auf dem rechten Bürgersteige, wenn er auf dem linken geht.

Den zornigen und abschätzigigen Diatriben des liberalen Triumvirates schließe ich mich aber doch nicht an. Das kommt daher, weil ich Leberechts Geschichte kenne. Ich weiß, wie es gekommen ist, daß er gar so triste wurde, und ich kann mir nicht helfen: er tut mir leid.

Ich kannte ihn schon als Knaben. Er war ein frischer rotbäckeriger Bauernjunge mit hellen, gescheiten Augen. Wenn ich in den Ferien zu meinem Onkel, dem Rittergutsverwalter, aufs Dorf durfte, war er mein liebster Geselle. Ich erzählte ihm von der großen Stadt, wo ich bei meinen Eltern wohnte, und er lauschte meinen Worten, als veründete ich ihm eitel Märchen und Wunder.

Eine Pferdebahn, — was für ein erstaunliches Ding! Brennende Luft auf Säulen von Metall leuchtend, — wie kann das nur sein! Kirchen, in denen tausend Menschen sitzen und zu den Klängen einer Orgel singen, deren große Pfeifen so dick und hoch sind wie die Stämme der Erlen am Gutsbache, — ist das auch wahr?

Ich sehe ihn noch mir gegenüber im Grase sitzen und seine großen blauen Augen auf mich richten, die sich weiteten in dem Bestreben, eine Vorstellung des Vernommenen zu gewinnen. Dann kam er immer schnell auf die Schule zu sprechen und fragte in seiner harten schlesischen Sprache: Is wol schwarz in dar Schule?

Natürlich tat ich darauf erstaunlich weise und entwickelte gewaltige Lehrpläne, indem ich die unabsehbaren Schwierigkeitsgefilde besonders der Geographie und römischen Geschichte mit ein paar kühnen großen Linien entwarf. Aber statt ihn damit abzuschrecken, erweckte ich in ihm nur die Begier, all diese geheimnisvollen und fremden Dinge auch zu lernen.

Bald waren meine Schulbücher, die ich mir immer mit dem hellsten Eifer des guten Vorsatzes mitzunehmen pflegte, ohne mich doch jemals beim Onkel durch sie von ländlicher Muße abhalten zu lassen, mehr, viel mehr in seinen Händen, als in meinen, und selbst ich merkte es, so jung ich doch war, daß Leberecht auffällig schnell begriff, was er las, und es ging mir durch den Kopf: Warum darf eigentlich Leberecht nichts lernen?

Ich fragte meinen Onkel.

— Tja, sagte der, Leberecht ist ein armer Junge; seine Eltern können ihn nicht in eine Stadtschule schicken. Sie werden froh sein, wenn er hier fertig ist, damit er bald etwas verdient. Er wird aber wohl kein tüchtiger Knecht werden. Er sieht recht spärlich aus.

Das hinterbrachte ich in aller Einfalt und kindischen Grausamkeit meinem Freund:

— Lern doch nicht immer in meinen Büchern! Deine Eltern können dich doch nicht in die Schule schicken. Du mußt ein Knecht werden. Natürlich mußt du erst mehr Kräfte kriegen.

Ich entfinne mich des Blickes noch, den er auf mich warf, als ich das so kalt hin und nicht ohne den Hochmut des Stadtkindes sagte, daß sich seiner Vorzüge bewußt ist. Es war kein freundlicher Blick.

Ich suchte auch gleich wieder gut zu machen, was ich angerichtet hatte, denn ich fühlte wohl, daß es nicht recht von mir gewesen war, ihm das zu sagen. Ich versuchte ihn zu trösten, indem ich ihm schilderte, wie langweilig die Schule sei, die Lehrer wie streng, das Leben in der Stadt wie öde gegenüber diesem freien Umherstreifen in Wiese und Wald. Er schüttelte bloß den Kopf und sah sehr traurig aus.

Seit diesem Gespräch, das hat er mir später oftmals gesagt, hat er nicht aufgehört, seine Eltern zu bedrängen, daß sie ihn in die Stadt auf die Schule schicken sollten. Er hat dafür von seinem Vater nur Prügel gekriegt, aber die Mutter, eine auffällig zarte Frau, hat ein Ohr für diese Bitten gehabt, und sie hat sich, als sie fühlte, daß der Junge nicht ablassen würde von seinem Wunsch, als sie merkte, daß er krank darüber wurde, an den Pastor des Dorfes gewandt, ihn zu fragen, was denn in diesem unglückseligen Falle zu tun sei.

Der alte Pastor Ruhn war ein milder, gütiger Herr. Er hat sich den Jungen kommen lassen und ihn mit Lindigkeit ins Gebet genommen. Er wollte ihm die törichte Einbildung ausreden, denn an etwas anderes dachte er nicht, ehe er Leberecht

vor sich hatte. Aber als er zu reden anfing, da hat er sogleich gemerkt, daß hier ein Trieb lebendig war, für den es einen festen Grund im Wesen dieses absonderlichen Bauernjungen gab: Begabung und ernstlichen Ehrgeiz.

Darum hat er sich sogleich vorgenommen, Sorge zu tragen, daß dieser Trieb nicht ausgeprügelt, sondern vielmehr tätig gefördert würde. Er hat dies selbst begonnen, indem er den Jungen bei sich in die Schule nahm, und wie er dann von Tag zu Tag deutlicher merkte, daß Eifer und Fähigkeit zum Lernen gleich groß in ihm waren, da hat er nicht eher Ruhe gegeben, als bis der alte kinderlose Graf, der das Rittergut besaß, eine Summe für Leberecht festlegte, genügend, die Kosten zu seiner Ausbildung bis zur Absolvierung eines Gymnasiums zu bestreiten.

So ist Leberecht erst in die Stadtschule und dann aufs Gymnasium gekommen, und so schnell und gut hat er gelernt, daß er, der nur ein Jahr älter als ich war, trotz meines Vorsprungs mich doch schon in der Untertertia einholte. Ich war erstaunt, wie er sich umgewandelt hatte. Er war gar nicht der Bauernjunge mehr, als den ich ihn mir immer noch vorstellte; er hatte vielmehr etwas sehr Bartes und Blasses; in seinen Bewegungen drückte sich eine sonderbare Scheu aus, in seinen Augen lag immer etwas wie Furcht. Unablässig war er in Angst, es möchte ihm ein schlesischer Dialektausdruck entfallen, und immer wiederholte er mir die in-

ständige Bitte, ich möchte den andern Tertianern nichts davon sagen, daß er noch vor ein paar Jahren ein Bauernjunge gewesen war. Als er in der Klasse den Stand seines Vaters angeben mußte, stockte er erst und sagte dann mit geschickter Vermeidung des Wortes Bauer: Landmann.

Ich mochte ihn auch als Schulkameraden ganz gut leiden, denn er behielt mir gegenüber immer ein gewisses Wesen bei, das ich nicht Unterwürfigkeit nennen mag, das aber einen leisen Schein davon hatte, der mir recht wohl behagte. Ich spielte mich dafür als den flotten Stadtjungen auf, dem es nie fehlen kann, und ließ ihn voll Guld an manchen Annehmlichkeiten meiner besseren Umstände teilnehmen. Sonntags ließen ihn meine Eltern zu Tische laden, und stets war in meiner Frühstücksbüchse auch etwas für ihn, der von seinen Pensionseltern nie etwas anderes als eine trockene Semmel mitbekam.

So ging es durch die Tertianerjahre. In der Sekunda schieden sich unsere Wege etwas, weil ich mich gewaltig in jene Unternehmungen von Wucht und Nachdruck warf, die um diese Zeit den werdenden Jüngling bewegen: literarische Kränzchen in Verbindung mit viel Bierkomment. Leberecht tat da nicht mit. Es lag ihm nicht und schien ihm überdies unerlaubt. Dafür arbeitete er um so fleißiger, und als wir in die Prima eintraten, war er Primus der Klasse. Da wurde er mir natürlich unsympathisch, und ich nannte ihn empört einen Streber.

— Ochse doch nicht immer so blödwitzig! sagte ich ihm. Du bist ja ein Stumpfhuhn.

Und ich erzählte ihm von meiner blonden Flamme, der ich mit violetter Tinte Sonette auf rosa Papier schrieb.

Aber dafür hatte er ebensowenig Sinn, wie für unsere literarische Aneipzeitung, in der ich ihn auf das schauderhafteste mit Epigrammen verfolgte. Er erklärte mir kurz und gut, daß er solche Motria lächerlich fände, aber mir schien es manchmal, als hätte er eigentlich ganz gerne mitgemacht, wenn ihm nur nicht die Schneid dazu gefehlt hätte. Ich empfand im Grunde ganz richtig. Es war bei ihm das Gefühl, daß er sich derlei nicht erlauben durfte, da er doch ein armer Bursche war, bei dem es noch gar nicht einmal feststand, ob sich überhaupt nach bestandnem Abiturientenexamen die Mittel zum Studieren finden würden. Immer drohte dieser eine Gedanke über ihm.

Der Graf kümmerte sich persönlich gar nicht um seinen „lateinischen Lämmel“, wie er ihn nannte. Zwar hatte er dem Pastor gegenüber erklärt, er werde ihm auch die Möglichkeit zum Studieren geben, aber etwas Bestimmtes lag nicht vor, und die Eltern Leberechts, zumal der Vater, hörten nicht auf, dem armen Burschen in jedem Briefe das Unglück vorzustellen, das nun eintreten würde, wenn der Graf nicht Wort hielte.

Und das war nun die Zeit, wo wir anderen kein besseres Thema wußten, als von unserem künftigen

Studium zu reden und von der Freiheit des Studentenlebens. Da fuhr denn auch ihm manchmal die Frage entgegen: Was willst du denn eigentlich studieren, Wacker?

— Ich? . . . Ich weiß noch nicht, antwortete er dann und tat gleichgültig.

Aber er wußte es sehr wohl: die klassische Philologie hat es ihm angetan. Ein Professor wäre er gerne geworden. Die Lehrer sagten es ihm ja selber, wie er dazu in jeder Hinsicht bestimmt zu sein scheine, er, dessen lateinischer Stil nie von Cicero abirrte, und der jede Sallustianische Wendung schon genau so als feuilletonistisch empfand wie der Herr Rektor. Die klassische Philologie und das klassische Altertum überhaupt, das schien ihm ein gar herrliches Arbeitsfeld. Er hatte die Ideale der leitenden Professoren unserer Schule einfach übernommen, weil seine Phantasie ihm keine andere eingeben konnte. Er sah nichts Höheres als einen Scholarchen, und einmal Gymnasialrektor zu werden, das schien ihm ein Ziel über allen Zielen.

Aber er wagte es nicht, sich diesem Ideale hinzugeben, denn er wußte ja, daß nicht er der Herr seiner Entscheidungen war, sondern der alte Graf in Berlin, der noch niemals daran gedacht hatte, ihn zu fragen, welches Studium er sich erwählen möchte.

So brachte er das letzte Gymnasialjahr in Bangen und Ungewißheit zu, und selbst in dem Augenblicke, als er nach bestandener Reifeprüfung als



primus omnium zuerst gefragt wurde, bei welcher Fakultät er sich einschreiben lassen wolle, wußte er keine bestimmte Antwort zu geben.

An diesem Tage war es, daß er mir sein Herz ausschüttete.

Ich war ja ein hinlänglich leichtsinniger Mulus und wußte eigentlich auch noch nicht genau, welche Fakultät ich beehren wollte, aber ich fühlte doch, wie bitter die Lage dieses Menschen war, der, obgleich mit einer Prämie und dem besten Zeugnis entlassen, sich plötzlich wie verstoßen fühlte.

— Was soll ich nun tun, wenn der Graf kein Geld mehr gibt? Und wenn er nun verlangt, ich soll Jurist oder gar Theologe werden?

— Na, Gott, Pastor ist doch ganz nett.

— Nein, ich sage dir . . . Weißt du: ich k a n n bloß Philologe werden . . . Alles andre ist mir schrecklich. Die ganze Zeit über habe ich immer bloß an Philologie gedacht, und ich weiß ja, daß ich bloß dazu passe. Ich . . . ich glaube auch ganz sicher, daß ich dazu . . . daß ich Talent dazu habe, und überhaupt: wenn man so an einer Sache hängt! Die ganze Welt ist mir ja gleichgültig dagegen. Ich interessiere mich ja bloß für das Altertum.

— Gott, das bildest du dir wahrscheinlich bloß ein. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie sich unferne für diese schöne Gegend ordentlich interessieren kann. Siehst du, wenn du damals in unser Literatur = Kränzchen eingesprungen wärst, da hättest du auch andere . . .

— Nein! Nein! Seit Untersekunda schon steht es bei mir fest. Und du mußt nicht denken, daß es bloß die Philologie ist. Nein: das Altertum selber! Diese große Zeit! Diese herrliche Welt! Ich kann mir überhaupt gar keine anderen Gelehrten denken als die, die die Geheimnisse dieser wunderbaren Reste erforschen, von denen jeder heilig ist.

— Na, weißt Du, das finde ich doch ein bißchen komisch, so aufgeregt von dem Zeug zu reden, mit dem sie Einen acht Jahre lang vollgenudelt haben, bis es Einem am Halse steht. Einfach scheußlich ist der Kram! Ich bin froh, daß ich ihn los bin. Natürlich: Homer, — eine feine Nummer! Aber jetzt 'mal was anderes. Kennst Du Ibsen?

Ich kann auch Bala gesagt haben. So ein Mulus springt possierlich durch die Literaturgeschichte.

Leberecht aber machte bloß ein bekümmertes Gesicht. Meiner Einladung, mein Gast bei der Münchener Kathi zu sein, leistete er keine Folge.

Die Mulusferien gingen mir recht angenehm dahin, dann fuhr ich nach Zürich und belegte eine erkleckliche Anzahl von Kollegs aus verschiedenen Fakultäten. Logik und Anthropologie, altprovenzalische Grammatik und Scherrische Universalgeschichte bildeten einen bunten Ringelreihen um mich, dem ich mich aber bald entzog, um in Oberstraf bei ein paar Nihilisten und Nihilistinnen Aufschuß zu treiben und in vergnüglichen Gartenetablissements des Lebens hochgeschürzte Seite kennen zu lernen.

Da erhielt ich eines Tages folgenden Brief von Leberecht:

L i e b e r F r e u n d !

Heute habe ich durch Zufall Deine Züricher Adresse erfahren und gehört, daß Du in der freien Schweiz ein freies, fröhliches Leben führst. Vielleicht interessiert es Dich, auch etwas von mir zu erfahren.

Mein Leben ist nicht so frei und fröhlich, wie das Deine, aber Student habe ich doch wenigstens werden dürfen. Und so habe ich schließlich doch auch Ursache, Gott zu danken. Denn beinahe wäre es anders gekommen.

Als ich nach dem Examen nach Hause kam, wurde ich nicht so empfangen, wie es Dir und den anderen wahrscheinlich im Elternhause geschehen ist.

„Was soll nun bloß werden?“ das war das A und O in den Reden meiner Eltern. Meine Mutter hat geweint, und der Vater hat geflucht und ausgespußt. Ich habe vergeblich versucht, ihnen klar zu machen, wohin mein Sehnen stand. Sie können es ja auch nicht verstehen.

Es wurde mir bald klar, daß sie nur immer das eine gehofft hatten, in mir einmal einen Pastor zu sehen, wenn der Herr Graf so gnädig wäre, das zu erlauben, und alles andere schien ihnen ohne weiteres unverschämte Phantasterei. Auch der gute Pastor Ruhn hatte nichts anderes im Auge, und er hielt es für selbstverständlich, daß ich den Grafen

um nichts anderes bitten dürfte, als um die Unterstützung zum theologischen Studium.

Es half nichts, daß ich ihm erklärte, keine Neigung zu diesem Berufe zu haben, ja, daß ich der Kirche eigentlich kalt gegenüber stünde. In seiner milden Weise erwiderte er mir darauf, daß der Zweifel, von dem ich aber gar nicht gesprochen hatte, denn ich stehe ja eben der Theologie wie allem übrigen einfach gleichgültig gegenüber, die stärkste Brücke zum Glauben sei bei rechten Gotteskämpfern, deren jeder durch die Überwindung dieser schlimmsten Schwachheit des Geistes nur an Kräften gewinne zur endlichen Erstreitung der göttlichen Wahrheit.

Trotzdem habe ich es versucht, vom Grafen die Erfüllung meines sehnlichsten Herzenswunsches zu erbitten, nein, zu erflehen. Ich habe ihm einen vierzig Seiten langen Brief geschrieben und alles auseinandergesetzt und dargelegt, was mich erfüllte. Mein Brief kam mit folgender Randnote wieder an mich: Brevi manu mit dem Bemerken zurück, daß Brieffschreiber Theologie zu studieren hat, wenn ich ihn unterstützen soll.

Gleichzeitig hat er dem Pastor geschrieben, daß er aus meinem Briefe mit Bedauern den Geist moderner Begehrlichkeit und Überhobenheit gespürt habe, daß er aber trotzdem, da er nun einmal „leider“ seine Hand dazu geboten habe, mich aus den Gleisen meiner eigentlichen Bestimmung ausspringen zu lassen, bereit sei, mich auf die Dauer von

sechs Semestern, nicht länger, zu unterstützen, vorausgesetzt, daß ich in Breslau dem Studium der Theologie obliegen werde.

Du kannst Dir denken, wie mich das niedergeschlagen hat. Ich wollte mich anfangs direkt auflehnen und legte mir allerhand Möglichkeiten zu recht, wie ich vielleicht doch mit Hilfe von Stipendien und Privatstundenhonoraren meinen Lebenswunsch durchsetzen könnte, aber da stieß ich nun natürlich wieder auf das Weinen meiner Mutter und das Fluchen meines Vaters, und selbst der alte gute Pastor Ruhn wollte mir das Haus verbieten.

Da hab ich denn einen Strich quer durch alle meine Wünsche gemacht und habe einen — Dankbrief an den Grafen geschrieben.

Ich bin nun einmal „der aus seinem Gleise gesprungene“ Bauernjunge, der froh sein muß, kein Knecht werden zu müssen, und mir ziemt es, die Hände zu küssen, die mir ins Gesicht geschlagen haben.

Aber nein: es ist unrecht von mir, in diesem Tone zu reden, denn bei all dem Leide ist mir auch ein großes Glück widerfahren, ein Glück, ohne das ich freilich diesen Schlag wahrscheinlich überhaupt nicht verwunden hätte.

Denke Dir, — aber ich bitte Dich, sage niemand etwas davon, Pastor Ruhn's Ida und ich haben uns heimlich verlobt. Ich kann Dir nicht sagen, wie das gekommen ist, denn ich bin nicht imstande, mit Worten dieses Herrliche zu schildern, aber dies

eine magst Du wissen: mit diesem Troste in der Seele will ich und werde ich das Schwere eines aufgezwingenen Berufes mannhaft tragen und schließlich, wenn auch nicht im Ganzen meines Lebens, so doch in einem guten Teile glücklich werden.

Dein  
alter Schulkamerad und Freund,  
der, Gott sei's geklagt, Student  
der Theologie  
Leberrecht W a d e r.

So so, dachte ich mir, Theologe und verliebt dazu, — der arme Kerl! Im übrigen verachte ich ihn, daß er dem Grafen einen Dankbrief geschrieben hatte. Im ersten Semester ist man ein sehr entschiedener Herr.

Dann habe ich Leberrecht eine ganze Weile aus den Augen verloren, denn ich mußte eine dunkelrote Mütze tragen und sehr häufig auf dem Mensurcruz stehen. Hatte auch viel mit mancherlei Mädchen zu tun, die mir interessanter waren als Leberrecht.

So würde ich kaum in der Lage sein, über seine weitere Entwicklung zu berichten, wenn ich ihn nicht doch in bestimmten Zwischenräumen während der Ferien immer wieder gesehen hätte.

Das erste Mal traf ich ihn als einen stillen Menschen von allzu deutlich betonter Bescheidenheit an, der zwar, das merkte man gleich, in unbehaglichen Verhältnissen lebte, für den es aber eine seelische Zuflucht gab, die ihn immer wieder auf-

richtete. Nicht zur Fröhlichkeit zwar, aber doch zu einer trostvollen Hoffnung.

— Na, hast Du die Trennung von den braven Griechen und Römern glücklich verwunden? fragte ich ihn in meinem damaligen Fuchsentone, den ich sehr forsch fand, gleich beim ersten Wiedersehen.

— Ach, bitte, antwortete er, laß das. Ich denke nicht mehr daran, weil ich nicht mehr daran denken darf. Ich studiere Theologie und suche das Andere zu vergessen. Es geht schon. Übrigens ist das Hebräische wirklich sehr interessant.

— Na also! Die alten Juden waren auch nicht von Kappe, und ob man nun Zeus sagt oder Jahveh, es kommt immer auf dieselbe Couleur hinaus.

— Ich bitte Dich, sprich nicht in diesem Tone. Da ich nun doch Theologe bin, darf ich so mich nicht unterhalten.

— Ach so, Du bist auch gleich fromm geworden? Muß das denn sein? Aber bon, ich will Deine Fakultätsbedenken respektieren. Reden wir also nicht vom Gotte der alten Juden! Wie geht's Dir denn sonst?

— Wie soll mir's gehen? Ich dücke mich und sage sehr oft: meinen herzlichsten Dank!

-- Wieso?

— Mein Gott, ich lebe doch von anderer Leute Gnade.

— Ach so, der Graf . . .

— Nicht bloß der. Den sehe ich wenigstens nicht, und er hat sich ausdrücklich alle Dankesbezei-

gung von mir verbeten. Bloß immer zu Neujahr muß ich ihm schreiben. Das ist leicht. Aber sonst . . .

In seinen Augen war ein unangenehmes Irren, wie wenn er jemand voll Haß suchte. So ein verbitterter Sklavenblick.

Ich drang in ihn, mir zu erzählen, worunter er denn so litte.

Und er erzählte mir. Es war keine Leidenschaft, kein Aufbäumen in Ton und Wort, aber eine tiefe Erbitterung in seiner Rede. Ich sah, dieser Mensch leidet stumm und denkt an Rache, ohne es klar zu wissen. Er läßt sich treten und wagt nicht einmal auszuweichen, aber er ist keiner von denen, die unempfindlich gegen Demütigungen sind. Nur fehlt es ihm an Temperament und Kraft, auszubrechen aus dem Käfig. Er fühlt seine Kraftlosigkeit und hat nur den einen Trost: später, später!

Es war die jämmerliche Tragödie des Freitischen. Mir erscheint es nicht zweifelhaft, daß das, was er so tragisch empfand, für andere nur komisch gewesen wäre, für andere, die ein bißchen Humor, starke Selbstzuversicht, eigene Freiheit und Frische in sich haben. Aber es war nun eben so, daß Leberrecht diese Eigenschaften nicht besaß.

Er war schon damals halb aufgerieben, ein Entwurzelter. Dazu kam, daß er entschieden besonders Pech mit seinen Freitischen hatte.

Da war der erste, bei einem städtischen Bureaubeamten. Dem hatte ein verstorbener Bruder, der



Pastor gewesen war, sein Vermögen hinterlassen, doch mit der Bestimmung, daß er zweimal in der Woche einem Studenten der Theologie Freitisch gewähren solle. Er tat es auch, aber mit Wut im Herzen gegen den Freitischler, der, wie er meinte, langsam aber sicher „das lappige Vermächtnis auf- fraß“. Er war ein sehr unangenehmer Herr, der gleich bei Annahme Leberechts erklärte, daß ihm diese Freitischgewährung kein hervorragendes Vergnügen bereitere. Er aß wohl auch sonst nicht lukullisch, denn er war geizig, aber an den Freitisch- tagen herrschte die äußerste Knappheit demonstrativ als Prinzip. Daher sahen auch die übrigen Familienglieder mit Ärger auf den „Suppen-Kandidaten“, den sie als Grund der besonderen Fasttage erkennen mußten. Kaum, daß ein Wort bei Tische gesprochen wurde. Selbst das Klappern der Löffel schien für Leberecht einen feindseligen Klang zu haben. War der Hausherr in besonders übler Laune, so ließ er es auch nicht an höhnischen Reden fehlen. „Sie stochern ja so am Fleische herum, Herr Kandidat! Es tut mir recht leid, daß ich Ihnen kein Filet vorsetzen kann. Na, später werden Sie es ja nachholen. Die Herren Pastoren lassen sich nichts abgehen.“

Dagegen war Nummero Zwei ein fröhlicher Herr. Der war ein ebenso freisinniger wie witziger Kaufmann, der gerne sein Späßchen hatte und sich seinen theologischen Freitischler als eine Art Hofnarren hielt. „Liebet Eure Feinde!“ sagte er, „und

darum füttere ich einen Kandidaten.“ Es gab gut bei ihm zu essen, aber Leberecht mußte sich viel gefallen lassen. Bald stellte Herr Meher die ernsthafte Frage, ob das Kalb, dessen Nierenstück da in saurer Sahnesauce lag, auch eine unsterbliche Seele gehabt habe, und, wenn, ob diese besagte Seele nun auch im Himmel sei? Bald schärfte er seinen etwas stumpfen, aber recht scharfzigen Witz direkt an Außerlichkeiten Leberechts und fragte, ob es für Theologen ein paragrafisiertes Gesetzbuch gäbe, nach dem sie verpflichtet wären, ihren Konfirmationsrock bis zum Staatsexamen zu tragen. Bald forderte er Leberecht auf, eine kleine Predigt oder wenigstens eine Vorlesung über dogmatische Gegenstände zu halten. Und alles, was Leberecht sagte, war ihm eine Quelle erstaunlicher Heiterkeit. Im einfachsten Worte, in der knappsten Antwort fand er durch die infame Kunst des Witzboldes, alles zu verdrehen und zu verzerren, eine Ueberrheit oder Schiefheit. „Hört nur den Kandidaten! Hahahaha! Ja, so ein Theolog rechnet uns aus, wieviel Engel auf einer Nadelspitze tanzen können. Das ist historisch! Nicht wahr, Herr Pastor? Sagen Sie mal: Wenn ein Engel Schnupfen hat, niest er dann?“ Und mit ihm sah die ganze Familie Meher in Leberecht eine komische Figur. Selbst die Kinder erlaubten sich ungezogene Scherze mit ihm, und der Alte wollte sich ausschütten vor Lachen, wenn auf Leberechts Rücken ein Kreidekreuz von der Hand des Jüngsten prangte.

Der dritte Freitisch dagegen war fromm. Es waren zwei alte unberehelichte Damen, die ihn hielten. Sie hatten jeden Tag einen andern Theologen bei sich zu Gaste, und die Technik ihrer unausstehlichen frommen Tadelsucht bestand darin, daß immer der Theologe von gestern dem Theologen von heute als Muster vorgeführt wurde. Kaum war das Amen des Tischgebetes verflungen, so ging es los:

— Mein, Herr Wacker, wie gleichgültig beten Sie zu unserm Herrgott! Ein zukünftiger Pastor sollte wahrlich schönere Worte finden und nicht in diesem kalten Tone zum Geber aller Gaben reden, ohn den nichts ist, das ist, von dem wir alles haben. Ach, wenn Sie einmal Herrn Stellmacher beten hörten! Herr Stellmacher, ach, der betet so innig, der hat so einen Tonfall des Herzens, und seine Augen, die sind so . . . Ja, Herrn Stellmacher könnten Sie sich zum Muster nehmen. Herr Stellmacher, das ist ein Theologe, wie er sein soll. Herr Stellmacher, das wird einmal ein Pastor! Schon in seinen Bewegungen zeigt Herr Stellmacher den Knecht Gottes, und es ist immer so erbaulich, wie er das Mahl mit schönen Sprüchen würzt und nicht bloß immer darauf bedacht ist, zu nehmen und zu essen. Nicht wahr, Amalie? Und dann begann Amalie das Lob des Herrn Stellmacher auf dem dunklen Hintergrunde der Leberechtschen Gebrechen hell und herrlich aufzutuschen in eitel Glorie und Glanz. Leberecht ging nie anders von diesem

frommen Tische, als zerknirscht und tief bedrückt von einem Gefühle grenzenloser Unzulänglichkeit.

Selbst beim vierten Freitisch, im Hause eines reichen Rentiers, der ihn aus gutherziger Laune hielt, litt Leberecht. Dort hielt man ihm nichts vor, verspottete ihn nicht, behandelte ihn nicht feindselig. Alle, der behäbige Hausherr, die stattliche Hausfrau, die beiden hübschen Töchter, und der Sohn, ein flotter Jurist im dritten Semester, kamen ihm freundlich und heiter entgegen. Die Speisen waren zahlreich und gut, es gab Wein bei Tische, nach dem Essen musizierten die Mädchen, und die drei Männer saßen rauchend beim Kaffee. Es wurde viel gelacht und geredet, vom Theater, Konzerten, Bällen geplaudert, Toilettefragen behandelt, Pläne zu Sommerreisen entworfen. Ein junger Mann, der, aus ähnlichen Verhältnissen stammend, hier zu Gaste gewesen wäre, hätte sich sehr wohl fühlen müssen. Aber Leberecht fühlte nur, wie fremd er diesem allen war, eine wie schlechte Figur er in dieser Umgebung machte. Man ließ ihn gewiß nichts merken, aber er wurde das Gefühl nicht los, daß hier an ihm Barmherzigkeit geübt wurde, ohne daß man sich im übrigen um sein Wesen eigentlich kümmerte. Man war sehr nett zu ihm, aber es schien ihm, mit großem Unrecht wahrscheinlich, als wollte sich hier der Reichtum vor der Armut produzieren. Er hatte die Empfindung, als seien diese reichen Leute raffiniert grausam ihm gegenüber. Ihre Heiterkeit, ihr schönes Wesen, ihre

guten Formen, sogar ihre Liebenswürdigkeit schmerzten ihn, denn alles dies besaß er nicht, und er fühlte wohl, daß er es nie besitzen würde. Und bald erschien ihm ihre Heiterkeit als Frivolität und alles übrige als Außerlichkeit ohne Gehalt und inneren Wert, das ganze Verhältnis aber zwischen ihm und ihnen als Ungerechtigkeit. Er litt in diesem Hause mehr, als in allen übrigen.

Am liebsten war ihm noch der fünfte Freitag, wo er für die einmalige Abspeisung in der Woche unverhältnismäßig viel zu leisten hatte, da man als Entgelt von ihm täglich eine Nachhilfestunde für den Sohn des Hauses verlangte, einen in seiner Klasse zurückgebliebenen Tertianer.

Das war die Erzählung Leberrechts in den ersten Universitätsferien. Als er damit zu Ende war, gab er mir die Hand und sagte:

— Trotz alledem will ich aber nicht klagen, denn Du weißt ja, was ich Dir damals geschrieben habe: Ich bin verlobt. Du kennst ja Kuhns Ida. Wenn ich an sie denke, dann vergesse ich das alles. Wir lieben uns treu, und wenn sie einmal meine Frau wird, dann ist alles gut. Ach, Du glaubst nicht, wie mich dieser Gedanke mit Hoffnung und Glück erfüllt. Sage aber noch zu niemand etwas, gib mir deine Hand darauf! Vielleicht schon in einem Jahre kann ich Dich von dem Versprechen entbinden.

Er war ein ganz anderer Mensch, wie er das sagte, und ich fand, daß so eine Art von Verliebtheit, die ich eigentlich als Philistrosität zu verwerfen

verpflichtet gewesen wäre, doch etwas hatte, das meinen vielfältigen Verhältnissen nicht eigen war. Ich wünschte ihm aufrichtig alles Glück und nahm mir vor, es nächstens auch einmal auf diese Manier à la Ida zu versuchen. Es ist mir erst geraume Zeit später geglückt.

Einstweilen fuhr ich nach Leipzig zurück, trug meine dunkelrote Mütze weiter und vergaß Leberecht wieder, bis ich ihn nach einem Jahre aufs neue in den Ferien traf.

Wie war der Mensch verändert! Er sah mich feindselig an, schon wie er mich begrüßte, und wollte einfach vorübergehen. Mir fiel besonders auf, daß sein Gesicht fast lippenlos erschien. Es war etwas Verkümmertes an ihm, und selbst seine Augen schien er nicht ganz zu öffnen. Ich dachte anfangs, es sei das nur so der theologische Duftus, und ich genierte mich auch nicht, ihm meine physiognomische Meinung zu unterbreiten.

— Aber Leberecht! So jung und schon so sauer! Es scheint, Du hast Deinen Frieden mit der Gottesgelehrsamkeit gemacht. Geh, zieh Deine Falten auf! Du hast ja Ferien.

— Wenn ich Dir nicht gefalle, warum redest Du mich an? Wenn Du die Theologen verachtest, warum läßt Du mich nicht vorübergehn? Ich will nichts von Dir.

— Beim Zeus von Offenbach, — was redest Du denn jetzt für einen Stil? Mensch, bedenke, daß ich seit drei Wochen C. B. bin. Aber im Ernste: was fehlt Dir denn?

— Mir fehlt nichts.

— Dann mach ein andres Gesicht!

— Was hast Du mit meinem Gesicht! Ich habe keine Ursache zu lachen.

— Aber Du kannst doch wenigstens wie ein Mensch aussehen. Nimm Dir ein Beispiel am alten Ruhn! Wie Butter in der Sonne zerfließt, geht sein Pastorenantlitz auseinander vor heiterer Laune.

In dem Augenblicke, wie ich das sagte, fiel mir plötzlich etwas ein, an das ich gar nicht mehr gedacht hatte, und ich wußte auf einmal, warum Leberecht diese steilen Falten im Gesichte hatte: Ruhns Ida hatte sich ja vor einem halben Jahre mit einem kleinen Gutsbesitzer in der Nachbarschaft verlobt . . .

Ich mußte Leberecht ansehen, wie ich meine Entdeckung gemacht hatte. Er stand steif da und sah unter sich. Ich gab ihm die Hand und sagte:

— Ach Unsinn! Deshalb! Du! Deshalb muß man doch nicht gleich Leichenbittern! Das wäre noch schöner! Froh mußt Du sein! Froh! Hat sie Dich so schnell aufgeben können, so wäre das auch keine richtige Ehe geworden. Danke Deinem Gott!

Aber Leberecht schüttelte den Kopf. Dann sagte er, immer, ohne mich anzusehen:

— Dein Trost trifft nicht. Es ist nicht so. Es ist nur wieder das, daß mir alles genommen werden soll, das zu mir steht und stimmt. Ich soll nichts haben, was mir lieb ist, auch dann nicht,

wenn es ein Mensch ist, der mich liebt. Erst das Studium. Das hab ich überwunden. Aber nun das Mädchen. Darüber komme ich nicht weg. Wie ein Verrückter studiere ich und suche Trost, aber es ist bloß Betäubung. Ich kann, nein, ich kann nicht glauben, daß es für mich auch die Liebe nicht geben soll. Ich muß doch auch . . . .

Mir schien es, als könne er vor innerer Erregung nicht weiter reden, und ich wußte vor diesem Schmerze kein Wort zu finden.

Plötzlich nahm er meine Hand und drückte sie:  
— Dein lächelnder Pastor hat sie von mir weggerissen! Aus gemeinem Materialismus!

. . . . Weil dieser Herr Friede Geld hat und ich keins! Nein! Das ist nicht christlich! Das ist nicht evangelische Liebe!

— Ja aber ich bitte Dich, weißt Du denn . . .  
Hast Du denn mit ihm gesprochen?

— Ich? Nein.

— Aber das hättest Du doch tun müssen!

— Sie hat mich gebeten, es nicht zu tun.

— Trotzdem hättest Du es tun müssen.

— Ich bin wie zerschmettert gewesen. Ich . . .  
ich mußte . . . Siehst Du: ich bin so . . . un-  
kräftig . . . Ich fühle: was über mich kommt, ist  
immer stärker als ich, und ich muß erst warten, bis  
ich Kraft gewinne, nicht aus mir, sondern aus Gott,  
aus Gott, um den ich ringe; aus Gott muß ich  
Kraft gewinnen, aus ihm, dem ich nun danke, daß



er alles so gefügt hat, daß er mich zu sich gezwungen hat, in leidvollen Fügungen.

Was war denn über diesen Menschen gekommen? Er keuchte ja und war wie besessen!

Ich erschraf. Er fuhr fort:

— Daß fahren dahin! Sie liebt mich und muß leiden, denn sie hat dem zu folgen, der ihr Herr sein soll nach Gottes Rat und Schluß. Und ich . . . ich . . . ich darf sie nicht mehr lieben . . . Nein! Ich habe zu lernen, ich habe zu ringen . . . Ich bin noch schwach. Aber der, um den ich ringe, wird mir im Kampfe mit ihm Kraft geben . . . Ich werde stark sein und ihn haben als mein Gut und meine Kraft. Mein Gut und meine Kraft. Für mich gibt es nur ihn. Er sei darum gepriesen!

Ich konnte nur den Kopf schütteln und mußte ihn gehen lassen, der sich einfach umwandte und mich stehen ließ.

Schon damals sagte ich mir: So wird man also einer von den Strengen. Aber ich fühlte doch auch, daß das fürs erste nur Exaltation war. Hatte er nicht mit auflehrenden Worten begonnen? Hatte er nicht selber von Betäubung gesprochen? Gewiß, so war es: Er exaltierte sich in eine wütende Theologie, um sich zu betäuben. Wenn ihm endlich das Leben einmal lächelte, vielleicht, daß er doch noch zu einem besseren Frieden käme, als diesem Gottesfrieden voll Erbitterung.

Aber das Leben hat es auch weiterhin übel gemeint mit Leberecht Wacker.

Als ich ihn nach wiederum einem Jahre in den Ferien sah, da war er mit seinen sechs Semestern fertig und bereitete sich auf das Examen vor. Jetzt hatte er etwas, ich kann es nicht anders nennen: Hochmütiges, aber es war nicht die Hochmütigkeit dessen, der Lust an seinem stolzen Ich hat, sondern jener verzweifelte und fatale Hochmut, den man allzubald als Zuflucht eines oft Gedemütigten erkennt, der nun mit einem kümmerlichen Bißchen von Errungenschaft schaltet, als hätte er Schätze in sich. Seine Errungenschaft war die Anschauung von der Welt als von etwas unendlich Schlechtem und dann die bornierte Anmaßung des vom Leben Mißhandelten, als sei er allein schon durch seine Demütigungen emporgehoben über alle, denen es besser ergangen war. Diese verkehrteste Wendung des christlichen Gefühls war bei ihm bereits schroff und fest Gefühlrichtung geworden. Er war sich dessen sicherlich nicht bewußt, aber er stand schon im Beginne der Zeit seiner Rache.

Diesmal kamen wir nicht so gut auseinander. Anfangs wollte ich seinen Kanzelton mit Humor parieren, aber wie er anfing, impertinent zu predigen, da wurde ich grob:

— Nein, mein Teurer, das kannst Du mal Deinen Bauern erzählen, und ich hoffe sehr, daß sie es vorziehen werden, Schafskopf zu spielen, als sich von Dir die Welt vereteln zu lassen. Woher nimmst

Du das Recht, Deine Erfahrungen zum Maßstab der Welt zu machen? Was, weil Du nicht die Kurasche und Schneid gehabt hast, zuzugreifen, wo ein guter Griff gute Beute an Lebensgefühl und Menschenglück bringt, darum sollen die andern mit Dir zusammen sauer sehen? Denkst Du denn, Du kennst das Leben, weil Du kein Talent dafür hast? Köstlich! Der Blinde, der die Welt schwarz heißt! Hätte Dir Dein Herrgott einmal ein hübsches Mädel in den Weg laufen lassen, vielleicht sprächst Du dann anders.

— So! Also darauf kommt's an!? Und wenn ich Dir nun sage, daß Gott mir in der That auch diese Erfahrung geschenkt hat? Wenn ich Dir nun sage, daß eben dies seine beste, die große Gnade war, der ich es verdanke, daß ich nun der geworden bin, der ich bin? Ah, wie ich Dich an diesem Trumpf erkenne! Pfui, sag ich! Pfui! Wisse: Eben das, was Dich und Deinesgleichen zum Heiden, zum Götzendiener der Lust macht, hat mich zum erkennenden Knecht der Wahrheit werden lassen. Wenn ich noch hoffen dürfte, Dich befehren zu können, würde ich Dir dieses lehrreiche Erlebnis, das mich hart an den Rand der Sünde gebracht hat, erzählen. So aber, da ich weiß, daß es Dir nur Anlaß zum Spotte geben würde, muß ich darauf verzichten und mich damit begnügen, Gott zu danken, daß er wenigstens mich an diesem Abgrund vorbeigeleitet hat.

Er ging steif und zufrieden von dannen. Mir

aber saß der Floh im Ohr, daß ich gerne erfahren hätte, wie es in der Nähe des Abgrundes ausgefallen haben möchte, in den Leberecht, Gott sei gedankt, nicht gefallen war.

Der Zufall war mir günstig, denn ein Corpsbruder von mir, der im nächsten Semester von Breslau nach Leipzig zurückkehrte, konnte mir die Geschichte authentisch genug erzählen, da er der Nachfolger Leberechts in der Gunst jenes Mädchens war, das diesem, wie er meinte, Gott als letzten Wegweiser zum Lande der wahren Erkenntnis von der Schauerhaftigkeit der Welt in den Weg gestellt hatte.

Indessen: ich will wirklich nicht spotten. Es ist zwar manchmal schwer, sich nicht auf die Bank der Spötter zu setzen, aber in dieser Hinsicht soll man sich überwinden.

Die Geschichte ist kurz genug erzählt und hat keinerlei besonders interessante Momente. Und doch ist sie es zweifellos gewesen, die Leberecht den letzten Stoß gegeben hat.

Das Mädchen hat sie meinem Corpsbruder selbst erzählt und mit einer Reihe feierlicher Briefe Leberechts belegt.

Es war eines von den vielen leichtsinnigen, schnell verliebten Dingern, wie sie in jeder Universitätsstadt zahlreich genug vorkommen, um der flatterhaften Erotik der akademischen Bürger ausgiebig Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Ein Nähmädchen, zwanzig Jahre alt, blond, nett, sitt-

sam im Auftreten, aber unverbindlichen Verhältnissen nicht abgeneigt. Die nun hatte Leberechts Wohlgefallen so sehr erregt, daß er offenbar gemeint hatte, in ihr Ersatz für Kuhns Ida zu finden, seine künftige Frau Pastorin. Das hatte sie bald gemerkt, und da sie, wie nun das genäschige Wesen der kleinen Mädchen manchmal auf sonderbare Geschmackswünsche verfällt, es gerne auch einmal mit einem Theologen versuchen wollte, als welchen sie Leberecht natürlich gleich erkannte, so war, viel mehr durch ihr als sein Bemühen, bald eine Annäherung geschehen.

Es braucht nicht geschildert zu werden, wie sich Leberecht im Anfang benahm. Da war er ganz der immer ernste, immer zärtliche, immer schüchternere Liebhaber gewesen. Hatte nichts gewollt, nichts versucht, nicht einmal einen Anlauf zum Duzen. Aber sehr bald schon hatte er in verschlei-erter Ferne ein kleines Pfarrhaus leuchten lassen und war immer sehr innig geworden bei leisen Andeutungen der Zukunft.

Sisbeth, so hieß die Kleine, war erst verblüfft gewesen über diese Zurückhaltung und die Solidität in der Anlage dieses absonderlichen Verhältnisses, aber sie hatte sich dann gesagt: das ist eben das Theologische. Und schließlich hatte sie die Perspektive ins Pfarrhaus recht nett gefunden. So waren sie sich näher gekommen, und weil sie sich immer versprach und Du sagte, hatte er das schließlich auch akzeptiert.

Aber nun, wie sie ihre Gewalt über ihn immer wachsen fühlte, hatte sie beginnen wollen, ihn ein bißchen nach sich zu modeln. Mit seinem Anzuge hat sie angefangen und hat es auch wirklich dahin gebracht, daß er seinen Sonntagsrock zuweilen in der Woche anzog. Die Strawatten dazu hat sie ihm geschenkt, aber sie mußten schwarz sein. Andre wollte er durchaus nicht. Dann hat sie ihm das Rüssen gelehrt. Das war schwer, aber schließlich hat er's ganz gut gekonnt. Nun aber wollte sie weiter gehen. Ob er denn auch tanzen könnte? Da ist er schon sehr streng geworden. Aber in ein Theater könnte er sie doch mal führen? Nicht um die Welt! Ob sie denn sein zukünftiges Amt vergäße?

Da hat sie sich denn gedacht: was kann da sein, und sie hat versucht, mit einem großen Hauptschlage eine durchgreifende Reform seines Wesens zu begründen. Und nun begannen, ins Lutherisch-Leberechtische übersetzt, die Versuchungen des heiligen Antonius.

Ich habe die Briefe Leberechts gelesen, die dieser schwierigen Epoche angehörten, und ich muß sagen: er hat mir rechtshaffen Leid getan. Diese Leute haben den Teufel zwar nicht im Leibe, aber in der Seele, und das ist sicher das Schlimmere. Wie hat der arme Kerl sich abgerauft mit dem, was er die böse Lust nannte. Zwar hat er dem Teufel kein Tintenfaß an den Kopf geworfen, aber ausgeschrieben hat er mehr als ein Tintenfaß, um ihn zu

bannen. Armer Teufel! . . . . . Ich meine Leberchten.

Der Schluß war mein Korpsbruder. Er kam gerade in dem kritischen Augenblicke, als Lisbeth genug Briefe hatte und einsah, es werde ihr nie gelingen, diese Korrespondenz zu parieren. Sie griff mit beiden Händen nach dem flotten Mann mit den lachenden Augen und konnte es sich leider nicht versagen, an Lebercht einen recht wenig netten Brief zu schreiben.

Ein anderer wäre vor das Mädchel hingetreten und hätte ihr in angemessenem Tone die Leviten gelesen, — Lebercht tat wie immer: er verkroch sich in sich selber und bebrütete sein Mißgeschick. Als er damit fertig war, war auch sein tristes Wesen von Strenge und Säure fertig. Es fehlte bloß noch das Examen, die Anstellung und Pauline. Die haben dann den Essig zur ganzen Schärfe gebracht, und ich fürchte sehr, es ist einer von den schlechten Essigen, die nie milde werden.

Das ist nun so: Aus den einen Trauben kocht die Sonne Malvasier und aus den anderen quetscht die harte Kelter einen Saft, der kaum gut genug ist, Salat damit anzumachen. Das ist der Wehe-Wein.

Selig sind, die ihn nicht trinken müssen.



## Zwei Äpfel

Dicht unter dem senkrecht aufsteigenden Ansaße des schönen Mendelzuges, der den großen Wein- und Obstgarten des Über-Etisch wie eine Riesemauer gegen Westen abgrenzt, liegt glücklich abgeschieden von allen Touristenstraßen das kleine Dorf Berdonig. Es ist so wenig auf Fremdenbesuch eingerichtet, daß man in seinem Gasthose nicht einmal immer Brot erhalten kann, und der Expositurpriester, der dort oben in der Kirche selber wohnt, denn Kirche und Pfarrhaus stehen unter einem Dache, ist ein lebendiger Beweis dafür, daß es auch andere Kleriker gibt, als die auf Eduard Grüzners grinsenden Gemälden pfarrherrlicher Wohlbeleibtheit und Wohllebigkeit.

Und gerade darum, weil dieses Dorf und seine Umgebung so sehr von den üppigen Reizen der Eppaner Landschaft abstechen, führe ich meine Freunde, wenn sie mich besuchen, gerne dort hinauf. Nach den unabsehbaren Weinleiten des ältesten Landes deutscher Rebkultur sieht man mit Vergnügen auch wieder einmal Äcker und Wiesen. Aber es kommt noch etwas hinzu. Steigt man nämlich zu den Ruinen der alten romanischen Kirche Ber-



donigs empor, so gewinnt man von einem Vorsprung des Berges aus einen ganz einzigartigen Blick: Meran und Bozen, die man sonst nur von viel größeren Höhen gleichzeitig sehen kann, liegen als Endpunkte eines lang hingebreiteten wunderbar schönen Landschaftsbildes vor einem. Es ist ein Bild, das im ästhetischen Sinne gleichzeitig groß und intim ist: ich wünschte wohl, daß ich imstande wäre, es zu malen. Mit Worten kommt man da nicht aus.

Noch immer, wenn ich jemand da hinaufführte, lohnte mich ein Ausruf des Entzückens, und, wie das schon so ist: dieser Ausdruck tut mir immer so wohl, als wenn ich ein Verdienst an der Schönheit dieses Bildes hätte; den ganzen Weg über freue ich mich schon auf den Augenblick, da ich ihn einheimen werde.

Da war ich nun kürzlich recht ernüchtert, als mein Freund Franz, dem ich als Privatdozenten der Kunstgeschichte eigentlich eine besonders lebhaft ergriffenheit zugetraut hatte, erst gar nichts sagte und dann, während er seine Blicke immer links in Meran ließ, die merkwürdige Frage tat:

— Sag mal, hast Du Calville-Äpfel in Deinem Garten?

— Nein, aber meine Tante hat einen Gummi-  
baum in ihrer guten Stube, antwortete ich etwas ärgerlich.

Da lachte er:

— Ach so, Du wunderst Dich natürlich, wie ich

hier auf so eine Frage komme. Sie ist mir auch wahrhaftig nur so herausgefahren. Du mußt nämlich wissen: Ich brauche Meran gar nicht, wie hier in dieser herrlichen Landschaft (na endlich! dacht ich mir) zu sehen, ich brauche nur das Wort Meran zu lesen, ja manchmal genügt schon ein großes M., und ich sehe zwei Calville-Äpfel vor mir, zwei große gelbe Calville-Äpfel mit diesen schönen scharfen Einkerbungen, die diesem Apfel so etwas Bornehmes, Extraes geben.

— Sonderbar! Höchst sonderbar! Du mußt in Meran zwei solcher Äpfel von ganz besonderer Güte erlebt haben, und zwar nicht bloß als Äpfel an sich, sondern in einer verteufelt innigen Beziehung zu irgend etwas anderem, das auch nicht ohne war. Ich ahne eine Erotikon.

— Du bist ein gewaltiger Ahner und Zeichen-deuter, und Du hast recht. Ja, — die beiden Äpfel . . .

— Also: genier Dich nicht und erzähle!

— Ja Du lieber Gott, da ist eigentlich nicht viel zu erzählen. Du mußt nicht denken, daß ein Roman für Dich abfällt.

— Ich bin schon mit einer Novelle zufrieden.

— Es ist auch keine Novelle . . . d. h. ich weiß nicht recht, was man heute eine Novelle nennt.

— Ich auch nicht, und übrigens bleibt sich das ganz egal. „Nenn's Gott, nenn's Liebe!“ — wenn's nur gut ist.

— Gut war's. Wenigstens für mich. Ich werd

es nie vergessen. Es war ein richtiges Geschenk, und heute noch staune ich, wie einem manchmal die Gnade in den Schoß fällt, und man hat sie genossen und ging weiter, als wäre es gar nichts gewesen. So passieren einem die schönsten Sachen in der Zeit, wo man am dümmsten ist, nämlich in der Jugend.

— Hopla! Es gibt nichts Gescheidteres als die Dummheit in der Jugend. Die Weisheit, die alles auskostet und mit steifen Beinen sitzen bleibt und wartet, ob nicht noch ein Tröpfchen fließen will, diese Weisheit, mein Sohn, kommt schließlich in die Hefe. Übrigens braucht das nicht auf Deine Geschichte zu passen. Und nun erzähle, sonst komme ich auf den Geschmack und gebe Maximen und Reflexionen von mir wie Marc Aurel. Diese Landschaft ist gefährlich.

Mein Freund, der wie ich auf der übermosten Felsplatte saß, lehnte seinen Rücken an die graue Steinbuche und sah mit einem schier andächtigen Blicke auf Meran hin, das ganz märchenhaft wie in lauter Golde schwamm. Denn während bei uns oben, die wir im Schatten der Mendel lagen, schon Dämmerung war, verebbte unten noch der Tag.

Dann erzählte er:

Du erinnerst Dich, daß ich gleich nach unserm Abiturientenexamen von den Ärzten nach dem Süden geschickt wurde, weil meine Lunge angegriffen war. Mein Vormund konnte mich mit reichlichen

Mitteln ausstatten, und ich junger Bursche reiste als völlig freier Herr durch die schönen Lande.

Aber Gott weiß, ich reiste nicht vergnügt. Ich war ja nicht akut krank, und die Ärzte hatten mir ja auch gesagt, daß direkt nichts zu befürchten sei, aber schon die ernste Mahnung, daß ich unablässig auf mich zu achten hätte, um auch nicht durch das geringste Versehen eine Verschlimmerung meines Zustandes herbeizuführen, genügte, mir das Gefühl beizubringen, ich sei eigentlich nur noch zum Abschiednehmen da.

Heute weiß ich, daß ich damals in viel höherem Grade Hypochonder gewesen bin, als lungenkrank, aber schließlich ist die Einbildung, ein Todeskandidat zu sein, auf das Gefühlsleben eines Menschen von nicht geringerem Einflusse, als ein wirklich ernsthaft krankes Organ. Und dann war ich ja wirklich schon einmal nahe genug am exitus letalis gewesen, so daß ich mir schon mit einigem Rechte die Melancholie des hippokratischen Gesichtes leisten konnte.

Mein Zustand war hauptsächlich apathischer Natur, eine nicht so sehr körperliche als geistige Müdigkeit. Ich träumte so herum und gefiel mir im Grunde gar wohl als einer, der philosophisch abgeschlossen hat und die Abendröte genießt, wie Goëtz von Berlichingen im letzten Akte. Zuweilen ergriff mich freilich der Gedanke, daß diese Philosophie eigentlich am Ende eines arbeitsamen Lebens angemessener wäre, aber ich fand dann eben darin

wieder das nicht unangenehme Gefühl, das Opfer einer tragischen Bestimmung zu sein.

Nur ganz selten trat der heiße Wunsch, zu lieben, zu genießen an mich heran. Dann hätte ich mich am liebsten in Ausschweifungen aller Art gestürzt und ein bißchen galopp gelebt, aller mein innerer Lebensinstinkt war gut beraten: über den gereizten Wunsch, das wütende Wollen kam ich nicht hinaus. Die Wollust der träumerisch drapierten Entsagung, die mir so leicht fiel, war mir angenehmer.

In diesem Zustande verließ ich Venedig, um nach Meran zu gehen.

Venedig war recht ein Ort für mein versonnenes Schwebelieben gewesen. Dort, wo alles so schön in sich zusammensinkt, wo das Leben in schönen Formen dämmerig vergeht, wo die schwarzen Gondeln auch einen ganz Gefunden in laße Träume einwiegen können, da hatte ich mir recht eine Güte getan an wohligh müden Stimmungen. Es war ein Sybaritismus in hingeeben matten Gefühlen gewesen, geradezu ein Verschwimmen in seelischen Nebeln, — weiter konnte es nun nicht gut gehen, und wäre es weiter gegangen, so wäre es, glaube ich, das Ende gewesen. Ich hätte mich wohl nimmermehr in ein schaffendes, tätiges Leben hinübergefunden.

Meran wirkte danach auf mich wie ein unangenehmer Reiz. Ich war aufgebracht und ärgerte mich über alles. Ein förmlicher Haß erfüllte mich,

das ist mir besonders deutlich in der Erinnerung, gegen das rasch und springend fließende Wasser der Etzsch. Auch die scharfen Linien des schönen Gebirges, das weit herab schon Schnee zeigte, ärgerten mich. Alles Frische war mir zuwider. Dabei war es ein wunderbar schöner Herbst von einer stürmischen Farbenpracht. Aber eben dies war mir unangenehm. Grau und schwarz hätte alles sein sollen, höchstens noch dunkelbraun.

Du wirst Dir das kaum vorstellen können, und mir selbst ist es in der Erinnerung manchmal unfassbar, aber es war schon so. Ich muß mir heute wohl sagen: es war die Krise. Es war eine empörte Flucht vor dem Leben, und, ganz sicher, damals war ich wirklich krank. Ich sah auch sehr schlecht aus, und das tat mir wohl. Ich freute mich, wie blaß ich war, und ich bestrebte mich förmlich, mir Falten ins Gesicht zu ziehen.

Jedes Wort war mir zu viel; selbst zu der Kellnerin, die mich bediente, sagte ich, außer, wenn ich etwas bestellte, nichts. Natürlich aß ich auch nicht an der gemeinsamen Tafel, sondern ließ mir, wenn die allgemeine Abspeisung vorüber war, eigens servieren. Daß ich infolgedessen nicht das Frischeste bekam, war mir gerade lieb. So konnte ich mich doppelt ärgern.

Eines Tages kam ich aber doch etwas zu früh zum Essen und fand die Table d'hôte-Gesellschaft noch beim Nachtsch. Ich sah unwirsch über die

Tafel weg und bemerkte, daß sehr schöne große Äpfel gereicht wurden.

„Bringen Sie mir nachher Äpfel!“ befahl ich der Kellnerin, wie sie mir das Gedeck richtete.

Sie tischte mir einen Gang nach dem anderen auf; ich aß so gut wie nichts und wiederholte: „Solche Äpfel nachher!“

Die süße Speise kam, ich rührte sie nicht an. „Nehmen Sie die Torte weg!“ rief ich gereizt, „bringen Sie die Äpfel!“

Die Kellnerin ging. Die Abtragkellnerinnen räumten den Tisch ab; als letztes trugen sie die Obstschalen hinaus, auf denen noch einige Äpfel lagen. „Die Kellnerin soll nun endlich meine Äpfel bringen!“ rief ich ihnen erboßt nach.

Minuten vergingen. Ich saß allein. Niemand kam.

Ob die Kreatur mir wohl die Äpfel bringt? dachte ich voll Wut.

Niemand kam.

Ach, sie will wohl nicht! So eine Wirtschaft!

Ich schlug an mein Glas.

Es regte sich nichts.

Mich erfaßte, es klingt lächerlich, ein ohnmächtiger Zorn. Ich hätte ja hinausgehen und mich beschweren können. Nein, ich wollte warten. Ich wollte warten. Ich . . . . ich wollte ihr schon zeigen . . .

Eine halbe Stunde verging. Mein Zorn schlug

in eine blöde Bekümmernis um. Mir war, als wäre ich von allen Menschen verlassen.

Zum Sterben betrübt stand ich auf und lief ziellos in den Anlagen herum. Ich fühlte doch, daß ich seelisch krank war, aber ich konnte mich nicht übertwinden. Stundenlang stand ich an der Etzsch und sah voll hängen Ingrimmes ins Wasser.

Es dunkelte schon, als ich ins Gasthaus zurückkam. Erst wollte ich ins Speisezimmer, aber ein unbegreifliches Schmerzgefühl hielt mich ab, hineinzugehen. Ich ging in mein Zimmer und legte mich mit dem Gefühl ins Bett: wenn ich nur weinen könnte!

So lag ich, ich weiß nicht wie lange, im Halbschlaf.

Da war es mir, als öffnete sich die Türe. Ich richtete mich erschreckt auf, — richtig: die Tür war offen, und, träumte ich denn? — ein Teller mit zwei großen Äpfeln wurde hereingeschoben.

Ich bin verrückt geworden, war mein erster Gedanke. Aber ich fühlte ja deutlich, daß mir kalter Schweiß die Backen herabrann, und ich sprang aus dem Bette und griff nach den Äpfeln.

Das ist kein Traum, das ist keine Einbildung! schoß mir's durchs Gehirn, und ich öffnete rasch die wiedergeschlossene Türe und sprang hinaus.

Da sah ich am Ende des Ganges etwas Weißes. Es stand wie an die Mauer geheftet. Ich weiß nicht, wie mir da zu Mute ward, aber es war mir ein ganz unbekanntes Gefühl von Bestimmtheit.



Ich lief auf das Weiße zu und starrte es an. Da legten sich zwei Arme um meinen Nacken, und ich fühlte eine heiße Wange an meinem Gesicht.

Mir war zum Zerspringen, und ich dachte wieder: das alles träumst Du bloß. Nichtsdestoweniger aber griff ich um die weiße Gestalt herum und zog sie zu mir ins Zimmer.

Da erst kam ich zu mir, und, ja, das ist nun das Wunderfame, ich war nicht bloß ganz wach auf einmal, sondern begriff auch gleich mit einem Schlage alles.

Bitte, lächle nicht. Nein, so ist es nicht, wie Du wohl denkst. Und siehst Du, daß ich nicht so dachte, sondern das Mädchen recht und rein erkannte in ihrem süßen, lieben Trieb, das find ich so über alle Begriffe schön und wunderbar.

Sie hat es mir ja auch in Worten gar nicht recht sagen können. In ihrem Stammeln und Sauchen war es nicht so sehr wie in ihren Blicken und diesem Streicheln mir über die Haare.

Es war die reinste Güte, die helfen wollte; es war dieser rührende Instinkt! ich liebe ihn, also muß ich ihm helfen können; es war, Du darfst nicht lachen, Liebe des Weibes in ihrem urtiefsten Wesen.

Sie hatte mich lieb und litt mit mir; sie wurde von mir nicht einmal beachtet und war mir doch nicht gram deshalb; sie sann nur immer: wie kann ich ihm etwas zuliebe tun. Da zeigte ich zum ersten Male einen lebhaften Wunsch, indem ich nach den

Äpfeln verlangte, und das war ihr wie ein Zeichen, dem eine Eingebung folgte.

Am Ende wirst Du mir mit einem Kommentar nach modern pathologischem Geschmacke dienen wollen und an erotische Hysterie denken. Aber ich sage Dir: nein, es war nichts als simple Natur, sancta simplicitas im schönsten Sinne. Ich begriff es heute vielleicht auch nicht, aber damals hab ich's unter Tränen verstanden, wie so ein armes liebes Kind keinen andern Weg wußte, als diesen einen: mir, was ich wünschte, in die Hand zu legen, nicht als Dienerin, sondern als Weib.

Sie hatte sich eigentlich vorgesezt, die Äpfel mir aufs Bett zu legen, aber wie sie die Tür geöffnet hatte, war der Schreck über sie gekommen.

„Wenn nun die Türe zugewesen wäre?“ fragte ich sie.

„I hätt klopft,“ war ihre Antwort.

Wie selig war sie, daß ich mich freute. Sie zitterte am ganzen Leibe und war nicht zu beruhigen, aber immer wiederholte sie: „I bin so froh!“

So saßen wir lange nebeneinander auf dem Rande des Bettes und fühlten unsere Körper aneinander. Sie hatte ihre beiden Arme immer noch um mich gelegt und hielt ihren Kopf an meinem. Flüsternd gingen die Worte den kurzen Weg von Mund zu Mund, und mir war, als wären wir zwei Kinder.

Ich küßte sie. Sie gab den Kopf leise zurück.

Wir nannten uns Du, als seien wir Gespielen seit langen Jahren und hätten uns immer gekannt.

Da machte sie sich mit einem Ruck von mir los und drang erschreckt in mich, daß ich ins Bett gehen sollte. „Oh, Du verfühlst Di ja! Schnell nei in die Decken! Schnell, schnell.“ Und sie war nicht eher ruhig, als bis ich warm zugedeckt in den Kissen lag.

Ich ließ alles mit mir geschehen wie ein Kind. Sie stand noch lange über mich gebeugt am Bette und flüsterte und erzählte und lachte leise dazu vor sich hin und war in allem wie eine gute Schwester. Dann gab sie mir noch einen langen Kuß und ging.

„Bleib doch, bleib!“ rief ich ihr zu und wollte nach. „Itte! Itte!“ \*) flüsterte sie bittend und verschwand durch die Türe.

Ich schlief mit einem Gefühle nie gekannter Frohheit ein, und wie ich am nächsten Morgen erwachte, begrüßte ich zum ersten Male wieder die Sonne mit heiteren Augen.

Mein Freund schwieg und sah zu den schneeigen Bergen hinter Meran auf, die, allein noch von der Sonne beschienen, wie ein goldener Rand über dem dunklen Blau lagen, in das die ganze Landschaft jetzt getaucht war.

— Nun, und weiter? fragte ich.

---

Nicht, nicht!

— Es kamen noch viele schöne Tage, und ich wurde gesund.

— Aber das Mädchen?

— Das Moidl \*) und ich, wir hatten uns von Herzen lieb. Ich bin nie wieder einem Weibe begegnet wie ihr. Unverdorben und hingebend, heiter und voll Gefühl, stark und lieb war sie, wie keine von allen denen, die mir später über den Weg oder gar übers Herz gelaufen sind.

— Ja, aber Mensch, warum hast Du sie Dir denn nicht auf immer behalten? So was läßt man doch nicht stehen in dieser Welt, wo es an ganzen Frauen, weiß Gott, bedenklich mangelt!

Ich rief das ganz aufgeregt und sah meinen Freund grimmig an.

Der sah aber über meinen Blick weg zu den Höhen, die nun auch ohne Sonne waren, und sprach:

— Wenn ich doch älter gewesen wäre und ein fertiger Mann! Wenn ich doch gewußt hätte, was ich heute weiß! Wenn ich doch kein dummer Junge gewesen wäre! . . . . Wir wollen gehen und nicht mehr davon reden!

---

\*) Tirolerisch für Maria.

## Die falsche Kindbetterin

Die alten Herren sind auch einmal jung gewesen.

Manche verstellen sich zwar und tun so, als wären sie schon als Großväter auf die Welt gekommen, kühl und weise und gemessen, aber sie haben die schönen Geschichten, die das Gegenteil beweisen könnten, wahrscheinlich nur vergessen. Andere, die ein lustigeres Gedächtnis haben, machen keinen Hehl daraus, daß es eine Zeit gegeben hat, wo ihnen die Müze im Nacken saß und das Herz gewaltig hinter allerlei Mädchen herschlug. Mit solchen ist es lustig und lehrreich zu plaudern.

Ich kannte einen alten Herrn dieser fröhlich aufrichtigen Art, als ich in München mit den „Modernen“ zusammen feurige Reden wider die verächtliche Welt schwang, die Paul Hense liest, und gleichzeitig für anderen Lesestoff sorgte, indem ich vertwegene Gedichte und Novellen von mir gab. Dieser alte Herr hielt zu uns Jungen, obgleich er ein königlich bayerischer Oberlandesgerichtsrat a. D. war. Er fand, wir seien gar nicht so schlimm, wie man uns nähme, und vielleicht nicht einmal so schlimm, wie wir uns gaben. Ja er meinte sogar, seine Gene-

ration sei ein gut Teil schlimmer gewesen, als wir, und er pflegte hinzuzufügen: Gott lob!

Er meinte nämlich, eine gewisse Portion Untugend sei direkt ein jugendliches Reservatrecht, und wie er, der im übrigen kein Partikularist war, es nicht wünschte, daß das bayerische Wesen allzuviel norddeutschen Drill annähme, so wollte er auch nicht, daß die Jugend gleich so vollkommen reputierlich wäre, wie das Alter.

— Jugend soll drauflos gehen und ihre Lust haben! war sein Wort, deshalb soll sie freilich nicht ausschweifen, denn das ist recht eigentlich wider den Geist einer gesunden Jugend. Überschäumen — ja! Aber nicht auslaufen! Eine Jugend, die der reifen Mannheit nichts übrig läßt, zeigt erkrankte Instinkte. Sie ist ein Strohfeuer, das wer weiß wie wild ausfieht, und hinter dem doch nichts steckt, als frühe Dürre. Den Saft erhalten, junge Leute! Nicht so schnell Glazen kriegen! Lebfrisch bleiben und uns Alten ein fröhlicher Anblick! Dann wird Euch kein Verständiger sauer ansehen, wenn Ihr's auch mal ein bißchen toll treibt!

Im alten Hofbräuhaus oben im „Offiziersverein“ haben wir manchmal zusammengesessen, und ich habe ihm immer mit der gleichen Lust zugehört. Er konnte so nett erzählen, ein bißchen im altmodischen Stile, so eine Spur kalenderhaft-behaglich; mir gefiel das außerordentlich. Oft habe ich ihm gesagt: Aber das müssen Sie schreiben! Das ist ja eine Novelle! Genau so wie Sie's erzählen, soll-

ten Sie's schreiben, nichts dazu und nichts davon, und es wäre köstlich!

Aber davon wollte er nichts wissen:

— Erzählen, — ja; schreiben, — nein. Nicht etwa, weil ich dächte, es lohnte sich nicht, oder es gehörte sich nicht für mich, sondern ganz einfach: Ich kann's nicht. Ich hab's nämlich früher schon ein paarmal versucht, aber erstens ist mir's sehr sauer geworden, und dann hat mir's schließlich nicht einmal gefallen, wie ich's gelesen habe. War alles so steifbeinig und mühsam, wie mit Reißzwecken aufgenagelt, kalt und fahl; mit einem Worte: man mußte merken, daß der Mann, der das geschrieben hatte, nicht vom Handwerk derer war, die mit Kunst erzählen. Ich weiß auch nicht, wie das kommt, aber es ist nun so: Sobald ich die Feder in die Hand nehme, krieg ich den Juristenstil und verliere alle Laune. Und überdies: Ihr schreibt ja gerade genug; da soll unſereins nicht auch noch mittun wollen.

Trotzdem glaube ich, daß er die Geschichte, die ich jetzt versuchen will ihm nachzuerzählen, sehr viel besser geschrieben hätte, als ich es vermag, der ich die Zeit, in der sie spielt, nicht miterlebt habe. Ich will mir alle Mühe geben, wenigstens den Ton zu treffen, in dem er sie mir erzählt hat, und ich hoffe, daß er mir kein zu gestrenger Kritiker sein wird, wenn sie ihm oben in seinem „Juristenhimmel“ zu Gesichte kommen sollte, wohin er leider vor ein paar Jahren abgegangen ist.

Wir waren auf dem Wege zum Hofbräuhaus einem Herrn begegnet, an dem mir eine überaus starke Ähnlichkeit mit einem Altersgenossen und Freunde meines Begleiters aufgefallen war: mit dem alten knurrigen Professor Störzer. Dieser alte Herr, der nun auch tot ist, war der direkte Gegensatz zu dem Oberlandesgerichtsrat. Er mochte die Jugend gar nicht und am allerwenigsten uns, die er einen „geistlosen Aufguß des jungen Deutschland“ nannte und gerne mit dem zornigen Langzeiler, ich weiß nicht welches römischen Poeten, regalierte, der, wenn ich ihn recht behalten habe, also lautete:

Proveniebant oratores novi stulti adolescentuli.

Er zeigte sich trotzdem manchmal an unserm Tisch, aber es gab dann immer Streit und Unerquicklichkeit. Denn zu allem übrigen kam auch noch, daß er, der alte Hagestolz, ein eingefressener Weiberfeind war, der es durchaus nicht verwinden konnte, wenn einer von uns sich mannhaft als Gegner des Wortes bekannte: Das Weib ist bitter. Zumal für erotische Lyrik hatte er nur das eine Wort: Larifari! Und wir waren doch alle so ungemain erotische Lyriker.

Also diesem alten Weiberfeinde und Professor sah der Herr auffällig ähnlich, der uns begegnete, als wir zum Hofbräuhaus wandelten. Nur mochte er nicht wie dieser schon über die siebzig, sondern etwa fünfzig sein. Er grüßte meinen Begleiter,



und ich fragte diesen deshalb: Ist das ein Verwandter vom Professor Störzer?

Der Oberlandesgerichtsrat lächelte sonderbar und sagte bloß: Oh ja, sehr.

— Wieso? fragte ich weiter.

— Das ist eine kleine Geschichte, die ich Ihnen gleich nachher erzählen will, wenn nicht etwa der Professor oben ist. Denn Sie wissen ja: der liebt die erotischen Geschichten nicht.

Wir fanden unsern Tisch leer und blieben den Abend über allein. Der Oberlandesgerichtsrat gab erst sein Urteil über das Bier ab, dann fing er gleich zu erzählen an:

Sehen Sie, das ist auch so eine Geschichte, aus der Sie ersehen können, daß Sie die Liebe und den Leichtsinns nicht erfunden haben und daß vor Ihnen auch schon Leute da waren, die an der Quelle lagen und tranken. Seien Sie also künftig nicht unbescheiden und tun Sie fürder in Ihren Novellen nicht so, als wären Sie der Entdecker des gelobten Landes.

Nun warten Sie mal; wie fang ich's an, daß ich Ihre gute Meinung von meinem novellistischen Talent nicht Lügen strafe! Ich kann schon gar nicht mehr gemüthlich erzählen, seitdem Sie mich zum Dichter gekrönt haben. Das ist wirklich unbequem; ich fange schon an, zu disponieren und zu komponieren. Alte Leute muß man nicht eitel machen. Das ist schonungslos.

Also lassen Sie mich denn dichten! Das heißt,

nota bene, Sie dürfen Gift darauf nehmen: Das Leben hat's vorgekocht. So was fällt bloß dem Leben ein. Warten Sie, ja wann war es doch . . . richtig: 1847. Da kam er von der Schule in Bamberg und zog nach München, dort Philologie und Geschichte zu studieren. Er war ein verteuftelt hübscher Junge, und noch nicht neunzehn alt, hochaufgeschossen, sehnig, stramm, — heute würde man schneidig sagen. Aber doch sah er anders aus als die, die heute schneidig aussehen wollen.

In parenthesi: Wir sahen damals wirklich hübscher aus als ihr heute. Wir hatten ein anderes Ideal von Männlichkeit. Wir wollten nicht wie Leutnants aussehen, sondern eher wie . . . aber das ist nicht leicht zu sagen . . . uns schwebte so was vor wie Freiheitsdichter, Volkstribun, — na kurzum irgend etwas Ideales, Deutsches, mit langen Haaren und schwärmerisch kühnen Augen.

Hans Störzer kam diesem Ideal sehr nahe, und noch heute denke ich mit Lust daran, wie schön er aussah mit seiner langen blonden Mähne à la Chamisso, die ihm bis über den hohen Rockragen wegfiel, seiner scharfen Nase, feinen großen natürlich unbezwickerten Augen und dem feinen Mund mit dem bißchen Schnurrbart darüber. So wie er aussah, hätten wir alle aussehen mögen, schon der Mädchen halber, die ihm in einer Weise nachliefen, daß wir es schamlos finden mußten.

Wiederum in parenthesi: Unfre münchener Mädchen von damals, wohlverstanden: die guten

Bürgerstmädchen, waren, so will mir's scheinen, von einem verliebteren Schlage als die heutigen, ganz abgesehen davon, daß sie viel hübscher waren. Ich glaube: die Kasse war noch reiner, die Dingerchen waren bairischer, runder, lustiger, und, wenn auch ein braves Teilchen Schwärmerei und Romantik in ins Kalte und Nebulose, sondern vielmehr eine Promenade ins Schäferliche, wo das alte gefällige Lied durch die heimlichen Büsche klingt:

Was kann man denn dawider,  
Wenn man nun einmal muß.

Wer die Welt bloß als moralische Anstalt betrachtet, wird dagegen seine Einwendungen haben, aber es gibt ja auch andere Standpunkte, und, was uns damals betraf, so standen wir auf denen und fühlten uns recht wohl dabei. Ich kann mich nicht erinnern, daß irgend einer von uns jemals mit einem käuflichen Frauenzimmer zu tun gehabt hätte. Wir hätten das als Geschmacksverirrung oder aber als Beweis dafür betrachtet, daß er nicht imstande war, mit honetten Mädchen umzugehen.

Hans Störzer aber war direkt ein Meister in dieser angenehmen Kunst, und er hatte es noch viel weniger als irgend ein anderer von uns nötig, die Liebe von ihrer unsaubersten Seite sehen zu müssen. Er war in einer Weise Hahn im Korbe, daß wir uns nicht gewundert hätten, wenn die Rede gegangen wäre, daß sich Prinzessinnen um ihn zankten.

Er hatte aber auch wirklich alles, was den Mäd-

den damals gefiel. Nicht allein, daß er ein schöner, aufrechter Bursche war, dem man auf zehn Schritte unverdorbene Lebenskraft ansah, er war auch bald bekannt und bewundert als ein Kerl, der reiten, tanzen und fechten konnte wie kaum ein anderer. Dies aber, ohne darum in den Ruf eines Krafthubers zu kommen; denn ebenso bekannt war es, daß ein Stück Poet in ihm steckte. Die Mädchen, die ihn auf dem Reitfelde, das nun zum Maximiliansplatz geworden ist, seinen Klappen tummeln sahen, wußten zugleich, daß er auch den Pegasus zu zügeln wußte, und seine Auslage auf dem Fechtboden war nicht eleganter als die zierliche Form seiner Sonette und Terzinen.

Nur eines war bedenklich an ihm: er war in der Liebe nicht so beständig wie im Fechten und Reiten. Den schönen hohen Klappen Maxl hatte er semesterlang, aber bei einem Mädchen hielt er's nicht lange aus.

Das Mannerl ist nett,  
Das sieht wohl ein jeder,  
Über die Babett,  
Die ist auch nicht von Leder.

Richtig verliebt war er wohl eigentlich nie dabei; die Liebe war für ihn auch bloß so eine Art Kraftübung, — Ihr würdet heute Sport sagen. Daß er darin den höchsten Rekord hatte, tat ihm wohl; daß ein paar liebe Dinger darum Herzwelch leiden mußten, berührte ihn wenig. Übrigens glaube ich auch nicht, daß das Herzwelch im allge-

meinen sehr groß war. Hans gehörte zu jener Art verführerischer Jungen, in die sich die Mädchen gern schnell, aber nicht tief verlieben. Sie merken es ihnen gleich an, daß es sich bei ihnen immer bloß um Durchgangsstationen der Liebe handeln kann, und gerade das ist für viele ein Reiz mehr. Diese Art Don Juans (d. h. diesen Ausdruck möchte ich gleich wieder zurücknehmen, denn er gibt ein falsches Bild) ist im Grunde nicht so gefährlich. Herzbrüche gibt's da selten, weil eben das Herz nur selten dabei ist.

Das hindert nicht, daß manchmal etwas passiert, das übel ausläuft. Und so was bildet den Inhalt der Geschichte, die ich nun erzählen will. Sie gehört zur Gattung der Tragikomödien.

Bei ihr muß ich nun aber wirklich den Romanlisten spielen und alle Parenthesen beiseite lassen, sonst kommen Sie aus dem protestierenden Kopfschütteln gar nimmer heraus, und mein Renommé auf dem neuen Barnaß ist beim Teufel. Aber warten wir auf Nathi mit der neuen Maß! . . .

Also nun!

Die Mädchen sollen zuerst vorgestellt sein. Marie hieß die älteste, war dreiundzwanzig Jahre und brünett; dann kam die Elies; die war zweiundzwanzig und schwarz; aber die jüngste hieß Genzi und war blond und neunzehn. Hübsch waren alle dreie, und ihr Vater war Professor an der Ludovico-Maximiliana. Er las Geschichte, ganz alte Geschichte; was nicht mindestens altassyrisch war,

interessierte ihn gar nicht. Trotzdem war sein Haus in der Theatinerstraße lustig und von den Studenten gerne besucht. Das kam natürlich in erster Linie von den Töchtern, aber die Frau Professorin hatte auch ihr gut Teil Verdienst daran. Denn sie war so eine wichtige, lustige, gemütliche, launige Altmünchnerin, der man die zweiundvierzig durchaus nicht ansah, die sie auf ihrem rundlichen Rücken hatte.

Bei Frauen wird Humor selten gefunden; sie hatte welchen; d. h. ich meine hier Humor in dem umfassendsten Sinne, wo das Wort Weltanschauung und Lebensdirektive bedeutet. Bei ihr speziell sah dieser Humor so aus: sie nahm die Welt, wie sie gebahten ist, seelenruhig und heiter gelassen hin, ohne auch nur im mindesten daran zu denken, wie dies oder das wohl anders sein sollte, möchte oder könnte. Sie sah in der Hauptsache nur das Gute und Ersprießliche im Leben; kam's aber mal böse und grob, so wußte sie's schnell und ohne viel Aufregung so zu drehen, daß sie und ihr Haus nach Möglichkeit gut aus der Affäre kam. Es gab schlechterdings keine Überraschung für sie. Ein häufiger Spruch von ihr war: Dem Leben ist alles zuzutrauen; darum muß man sich nie aus dem Konzept bringen lassen. Immer, wenn sie ausging, trug sie einen umfangreichen Regenschirm bei sich, und wenn man sie dann auf den völlig wolkenlosen Himmel aufmerksam machte, antwortete sie: Der Himmel ist imstande und regnet ohne Wolken; hab ich mein

Regendachl, brauch' ich mich um den Himmel nicht zu kümmern.

Etwas ganz exemplarisch schönes war ihr Verhältnis zu den drei Töchtern. Ich habe derlei nie wieder gesehen. Sie stand zu ihnen wie eine ältere Freundin, vor der es kein Geheimnis geben konnte, weil es ganz unmöglich schien, ihr etwas zu verschweigen; denn ihr Urteil, ihr Spruch war zu allem nötig. Dabei hatte dieses Verhältnis aber nichts Lares; sie stand vielmehr in sehr großem Respekt bei den Dreien, nur, daß dieser Respekt auch nicht den geringsten Schein von Angst, von Entferntheit in irgend einem Punkte hatte. Es war einfach dies: die Mädchen fühlten nicht bloß die unmittelbarste und innigste Liebe zu ihr, als der Mutter, sondern sie hatten auch die klare Empfindung, daß diese eine besondere, überlegene Frau war, so wenig sie das äußere Wesen davon an den Tag legte. So war Liebe und Respekt in einem da, und beides war reines Naturprodukt, nicht Katechismusresultat oder sonstwie Pfropfwerk.

Ähnlich war das Verhältnis der beiden Alten zueinander, nur daß der gute Professor doch auch ein klein wenig von seinen eigenen Qualitäten überzeugt war, so daß das Gefühl irgendwelcher Inferiorität glücklich vermieden blieb.

In dieses Haus nun, wo es viel fröhliche Abende mit Musik und Gesang und recht oft auch Tanz gab, ließ sich Hans Störzer sehr gerne einführen. Zu keinem anderen Zwecke als eben diesem hatte er ja

bei dem Professor ein Kolleg über assyrische Geschichtsquellen belegt, die ihm im übrigen so gleichgültig waren, - wie einem Mediziner das kanonische Recht.

Hans verkehrte sonst nicht gerne in Familien, denn das stimmte nicht zu seinen Anschauungen von freier Burschenherrlichkeit. Er hatte es ja auch nicht nötig; die Mädchen legten im allgemeinen weniger Wert auf seine Besuche in ihren Häusern, als auf ihre in seinem. Das war eben das angenehme Unverbindliche in diesen Verhältnissen mit dem gepriesenen schönen Haus.

Nun aber war es ihm einmal ergangen, wie dem Mohammed, und er hatte sich wie dieser schnell entschlossen gesagt: Kommt der Berg nicht zum Propheten, so muß eben der Prophet zum Berge kommen; der Effekt ist ja der gleiche.

Und in der That, es kam, wie er gewünscht und ohne weiteres angenommen hatte: alle drei Mädchen verliebten sich in ihn.

Die erste, die das merkte, war die Mutter. Eine gute Menschenkennerin, die sie war, erkannte sie sogleich, daß das keine Sache von bedenklicher Tiefe war, und so dachte sie sich: mögen sie sich immerhin ein bißchen abraufen die drei um den hübschen Jungen. Wärs bloß eine, so wärs bedenklich; nuns aber alle dreie sind, wird eine der andern aufpassen, und so wirds ohne schlimme Streiche vorbeigehen. Auch rechnete sie wie mit einem absolut sicheren Faktor darauf, daß eine nach der andern zu ihr



kommen werde, Rat und Spruch einzuholen. Einstweilen hielt sie es für ein genügendes Präventiv, wenn sie mit ein bißchen mehr Ernst als sonst den Finger erhöbe und vor diesem Allerweltshans warnte, hinter dessen Sporen- und Sonettgefingel die gesamte Gänseherde Münchens einherschnatterte.

Es ist eigentlich sonderbar, daß die kluge Frau Professorin, die sonst auch das scheinbar Unmögliche immer mit in Rechnung zog, in diesem Falle bloß an das Wahrscheinliche dachte. In der Liebe aber, das hätte sie bedenken müssen, geht es immer unwahrscheinlich zu. Daß sie das übersah, und vor allem, daß sie nicht an die Heimlichkeit als wesentliches Ingrediens verliebter Abenteuer dachte, war verhängnisvoll.

Das Unwahrscheinliche, das sich begab, war dies: die drei Schwestern waren ohne jede Eifersucht aufeinander und vergötterten ihren Hans gemeinschaftlich. Und eben, weil dies so gemeinschaftlich geschah, dachten sie nicht daran, sich der Mutter zu offenbaren. Eine allein hätte es am Ende nicht gewagt, vor ihr ein Geheimnis zu haben, aber alle drei zusammen, das ergab so eine Art Komplottstimmung, in der die erste Pflicht ist: Du sollst Deinen Kameraden nicht angeben.

So geschah es, daß sich die Mutter, die nur immer darauf achtete, daß die Mädchen nicht einzeln aus dem Hause kamen, ganz sicher fühlte und nichts Übles ahnte. Sie hielt es nicht mal mehr für nötig, zu warnen, oder die drei auch nur mit

dem schönen Hans zu necken. Als dieser dann auch bald aus dem Hause wegblieb, dachte sie mit Genugtuung für sich: hier haben seine Reit- und Reimkünste einmal versagt.

Mittlerweile aber hatte der schöne Hans ruhig unermüdet und vergnüglich mit drei Werken gemahlen. Dieses Abenteuer in triplo war wirklich die Krone seiner Liebesjüge. Derlei war außer ihm sicher noch keinem gelungen. Er stieg damals mit einer richtigen Triumphatorenmiene einher. Eben hatte er die Entdeckung gemacht, daß sich mit den drei Namen der Schwestern zusammen ein wunderhübsches Anagramm-Sonett prägen ließe (er brauchte nur bei Elies das e weg zu lassen), da raubte ihm eine Eröffnung, die ihm Marie als die älteste machte, alle Lust an Reimspielen und jedes Triumphgefühl.

Sie trat ganz ruhig vor ihn hin und sagte ihm: Du mußt Genzi heiraten; tust Du das nicht, so bist Du ein schlechter Mensch.

Auch ohne Kommentar merkte er, was hier in der Mühle verschüttet war, und er machte das übliche betroffene Gesicht dazu. Aber zum Heiraten mochte er sich nicht verstehen. Nein, das ging doch einfach nicht. Seine Jugend, sein Studium, seine Eltern . . . es war ja alles ganz richtig. Marie erkannte die schöne Seele des schönen Hans sogleich und legte sich keinen Augenblick aufs Bitten. Sie eröffnete ihm nur noch, daß sie sich, nachdem er für sie nicht mehr in Betracht käme, nun an die wenden müßten,

an die sie leider und zu ihrem Unheile die ganze Zeit nicht gedacht hätten, an ihre Mutter. Das war dem schönen Hans über die Maßen unangenehm zu hören, und er bat, so gut er bitten konnte, man möge damit doch um Gotteswillen noch eine Weile warten (nämlich, bis er in die Ferien ausgekniffen wäre, um im nächsten Semester nach Würzburg zu gehen; denn er fürchtete sich schrecklich vor der Frau Professorin), aber Marie sah ihn bloß groß und verächtlich an und ging.

Erst gab's wohl noch ein großes Weinen der dreie, wobei Genzi viel und leidenschaftlich umarmt wurde, dann traten Marie und Elies vor die Mutter hin und bekantten.

Ich bin ja nicht dabei gewesen bei dieser Szene, und mir hat auch niemand darüber berichtet, aber ich bilde mir ein, genau zu wissen, wie sich die Frau Professor dabei benommen hat. Geweint hat sie gewiß nicht und gewiß auch nicht gezetert, aber dennoch werden die unberatenern Kinder etwas von einem Ernst und einer Anklage gespürt haben, das ihnen, wenn Strafe überhaupt noch not war, Strafe genug gewesen ist.

Das liebe Publikum, das in solchen Fällen ein so dankbares Publikum ist, wie sonst nur selten, hat aber gar nichts davon zu merken gekriegt, daß es in diesem lustigen Hause eine so ernste Szene gegeben hat.

Dafür hat es drei Monate später um so mehr Feuer erhalten, die Köpfe erstaunt zusammenzu-

stecken und zu tuscheln: Sagen Sie, ist Ihnen nicht auch was aufgefallen an der Frau Professor Ferner, oder kommt es bloß mir so vor? Es ist ja kaum glaublich in dem Alter, aber . . . die Zunahme an Umfang . . . Wie?

Nach noch einmal drei Monaten wurde schon nicht mehr gefragt, und es gab nur ein Kopfschüttel mit Anspielungen auf das späte Glück der alten Sarah.

Ein merkwürdig ernstes Gesicht hatte der Professor aufgesteckt, und seine Kollegen, die gerne witzig gratuliert hätten, merkten bald, daß das hier deplaziert wäre. Es ist ja auch nicht gerade angenehm, meinten sie unter sich, in dem Alter nochmal zur Kindstaufe bitten zu müssen. Und noch dazu bei den drei erwachsenen Töchtern. Ganz gescheit, daß sie die aus dem Hause geschickt haben. Peinlich so was.

Erst wie der Frau Professorin die Wochenstube gerüstet war, hieß es: Die drei Mädchen sind wieder da; nun, an sorgsamere Pflege wird es der späten Wöchnerin jetzt nicht fehlen; hoffen wir, daß alles gut vorüber gehen wird; es ist doch eigentlich kein Glück so was . . . Und nun hat auch noch die Jüngste, die Genzi, krank werden müssen! Es muß halt immer alles zusammen kommen. Der arme Ferner steckt jetzt in keiner guten Haut. Er sieht aber auch danach aus.

So war viel Mitgefühl unter den erstaunten Leuten da, und die Wochenstube wäre gewiß von sorglich teilnehmenden Gevatterinnen nicht leer ge-

worden, wenn nicht Professor Thalhammer, der damals berühmteste Geburtshelfer in München, der als ältester und intimster Freund des alten Ferner natürlich die Wochenpflege und später die Entbindung auf sich genommen hatte, ernst erklärt hätte: Die Wöchnerin darf durchaus niemand bei sich empfangen.

Was nun folgt, braucht nicht erzählt zu werden. Die List der Frau Professor war geglückt, der Ruf der kleinen Genzi war gerettet, der schöne Hans rief sich in Würzburg die Hände.

Aber . . . aber . . . Sehen Sie: eigentlich ist die Sache doch nicht ohne komische Züge, und der alte Boccaz hätte sie wohl als lustiges Abenteuer erzählt und erzählen dürfen, aber ich hab's nicht gekonnt, so gerne ich's gemocht hätte. Denn in den Einzelheiten schwebt mir diese Geschichte immer wie ein ausgelassenes Fastnachtsspiel vor; komm ich aber hinein, muß ich ernst werden. Ja, wenn alle Menschen vom Schlage dieser lieben resoluten falschen Kindbetterin wären, dann ginge wohl auch heute so was leichter dahin . . . . Die gute Frau Professorin hat sich alle redliche Mühe gegeben, nach ihrer Weise auch diesmal das Unabänderliche so in das Leben ihres Hauses einzufügen, daß es nichts an dessen Harmonie und Heiterkeit änderte, aber es ist ihr nicht gelungen.

Die arme Genzi hat's im Hause nicht geduldet. Sie ist irgendwo Schulschwester geworden und im weißen Kleide der Dominikanerinnen bald gestor-

ben. Und auch Marie und Elies habens nicht verwunden. Sie blieben unverheiratet im Hause und zogen den kleinen Peter auf, der bald nach dem Tode seiner wirklichen Mutter auch die vorgeschobene verloren hat.

Was aber aus dem schönen Hans geworden ist, wissen Sie! Er hat bald aufgehört, sich zufrieden die Hände zu reiben. Sehen Sie, an ihm hat sich das gerächt, wovor ich die jungen Leute immer warne: das maßlose Aufgehen in der Ausschweifung und der herzlose Mißbrauch in der Liebe.

Was sich an der armen kleinen Genzi und ihrer Familie erfüllt hat, das ist schließlich die Schuld einer engbrüstigen Moral, die selbst so aufrechte, prächtige Menschen wie diese Frau Professorin zwingt, gefährliche Komödien zu spielen, die nun ihrerseits eben deshalb nicht gut und klar ausgehen können, weil sie bei all den guten Absichten, die ihnen zugrunde liegen, doch mit den infamen Mitteln dieser Moral: mit Verheimlichung, Lüge arbeiten müssen.

Was sich aber am schönen Hans erfüllt hat, das ist eigene Schuld; er hat seinen Lohn dahin, weil er wider die wahre Sexualmoral gesündigt hat, als welche aus der Natur selber und aus dem Pflichtkodex des Kulturmenschen stammt. Er hat unmoralisch gehandelt, indem er ohne Maß und ohne Liebe frivol mit einem Triebe spielte, der ohne Maß und ohne Liebe immer zum Laster ausartet und fast immer Fluch im Gefolge hat. Daraus ge-

winnt dann auch immer wieder jene falsche Moral Kraft und Einfluß, die den Trieb selber zur Sünde stempeln möchte, oder ihn wenigstens nur unter Verhüllungen anerkennt. Die Sünder wider die wahre Liebesmoral werden meistens so grimmige Apostel des Moralgespenstes, wie unser knurriger giftiger Professor Störzer. Der predigt nun Ekel, weil er sich übergeben hat, und schimpft auf die Weiber, weil sie die schwarze Stelle in seinem Gewissen sind.

Führen Sie ihn und seinesgleichen nur immer frisch und fröhlich ab, aber nicht bloß in Worten, sondern auch in Werken! Und wenn man Sie deswegen unmoralisch nennt, so denken Sie an diese Geschichte!







# Werke humoristischen Charakters

im gleichen Verlag:

Walter Angel, Liebchen. Roman. 6. Auflage.

Ernst Decsey, Der kleine Herzog Cupidon.  
Roman. 3. Tausend.

Ernst Decsey, Memoiren eines Pechvogels.  
7. Auflage.

H. L. Rosegger, Urban und die Schlangen.  
Roman. 5. Auflage.

H. L. Rosegger, Die tanzende Bärin. Roman.  
3. Auflage.

H. L. Rosegger, Polycarpe der Erbarmungslose.  
Roman. 4. Auflage.

Manuel Schnitzer, Räte und ich. Ein Brevier  
für junge Eheleute. 50. Tausend.

Manuel Schnitzer, Peter und Fann. 8. Auflage.

Leonhard Schrickel, Hille Bobbe. Roman.  
2. Auflage.

Ludwig Winder, Die rasende Rotations-  
maschine. 2. Auflage.

65664065

15

16

17

18





